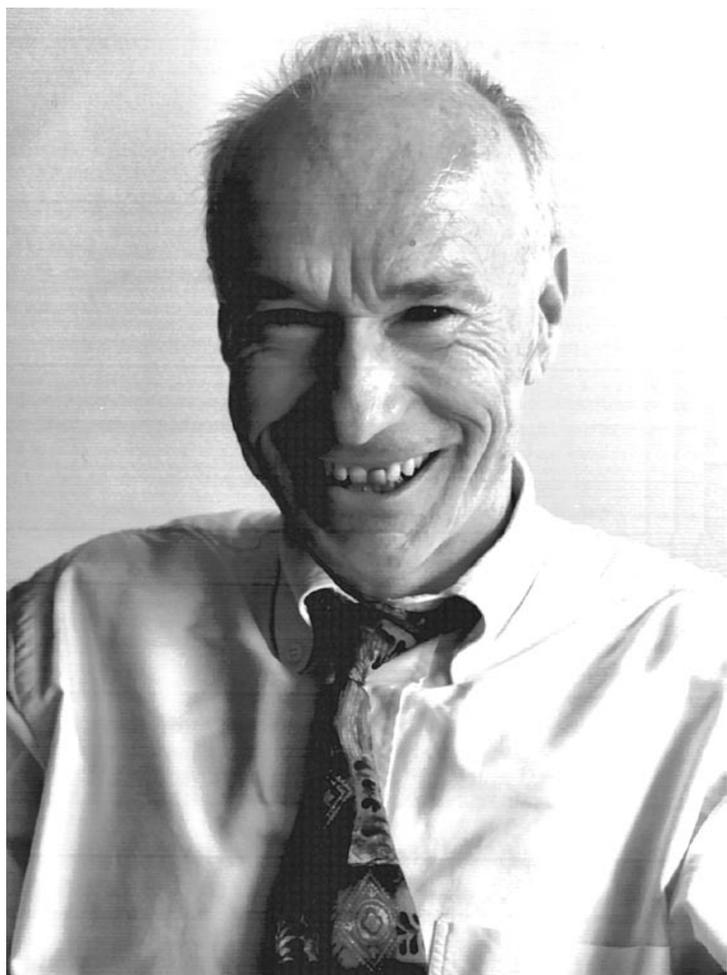




Universität Stuttgart

Verabschiedung von
Prof. Dr. Wolfgang Stürner
am 13. Februar 2006

Reden und Aufsätze 73



Verabschiedung von
Prof. Dr. Wolfgang Stürner
am 13. Februar 2006

Reden und Aufsätze
Herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart
von Ottmar Pertschi

Redaktionsrat:
Prof. Dr.phil. Horst Thomé (Prorektor für Lehre und Weiterbildung)
Prof. Dr.-Ing. Frank Allgöwer
Prof. Dr.phil. Folker Reichert
Ottmar Pertschi

© Universitätsbibliothek Stuttgart 2006
Postfach 10 49 41, D-70043 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 85-8 22 22; Telefax 6 85-8 35 02
www.ub.uni-stuttgart.de

Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

ISSN 0940-0710
ISBN-10: 3-926269-73-1
ISBN-13: 978-3-926269-73-7

Inhalt

Abschiedsvorlesung am 13. Februar 2006

Kaiser Friedrich II. – Mythos und Persönlichkeit

Prof. Dr. phil. Wolfgang Stürner

7

**Rede des Dekans zur Verabschiedung von
Herrn Prof. Dr. Stürner am 13. Februar 2006**

Prof. Dr. phil. Wolfram Pyta

39

**Zur Emeritierung von Professor Dr. Wolfgang Stürner
am Montag, dem 13. Februar 2006**

Prof. Dr. phil. Franz Quarthal

43

**Wolfgang Stürner als Wissenschaftler, Kollege und Freund –
ein Wort des Dankes**

Prof. Dr. phil. Folker Reichert

47

Die Autoren

51

Kaiser

Friedrich II.

Abguss des Kopfes der Thronfigur vom Brückenkastell in Capua (entstanden zwischen 1234 und 1240). Gefertigt von dem Bildhauer Tommaso Solari um 1780, also kurz bevor französische Truppen im Jahr 1799 die Kaiserstatue köpften; seither ist der Kopf verschollen.

Quelle:
Gesellschaft für
staufige Ge-
schichte e. V.
(Hrsg.):
Die Staufer;
Schriften zur stau-
fischen Geschichte
und Kunst Bd. 19;
Göppingen 2000,
S. 119



Prof. Dr. Wolfgang Stürner
Historisches Institut der Universität Stuttgart - Abteilung
Historische Grundwissenschaften

Kaiser Friedrich II. – Mythos und Persönlichkeit

Abschiedsvorlesung
am 13. Februar 2006

Dass der letzte Stauferkaiser Friedrich II., von dessen Persönlichkeit und deren Wahrnehmung durch die Nachwelt im Folgenden die Rede sein soll – dass Friedrich II. also bis heute von den Historikern sehr unterschiedlich, ja bisweilen geradezu gegensätzlich beurteilt wird, dieses Schicksal teilt er mit vielen anderen Gestalten der Vergangenheit. Wie wenige sonst aber wurde er darüberhinaus durch die Jahrhunderte und bis in unsere Zeit wieder und wieder zu einer Schlüsselfigur der Imagination, mit der die Menschen ihre Erwartungen oder auch ihre Ängste verbanden, die sie übersteigernd und mythisierend verklärten oder verteufelten. Die Beschäftigung mit dem derart ins Überindividuelle, Allgemeingültige Gehobenen, die Annäherung an ihn gab ihnen Hoffnung, Ansporn und Ermutigung angesichts der Probleme ihrer eigenen Gegenwart oder bot doch immerhin die Möglichkeit, diese Gegenwart zu verstehen und zu deuten, einen tieferen Sinn im äußeren Geschehen zu entdecken.

Ernst

Kantorowicz
(1895-1963)

Seit 1932

Professor in
Frankfurt a. M.,
1934

Emeritierung,
1938

Flucht in die
USA;
seit 1939

Professor an
der University
of California in
Berkeley,
1951-1963

Professor am
Institute for Ad-
vanced Study,
Princeton.



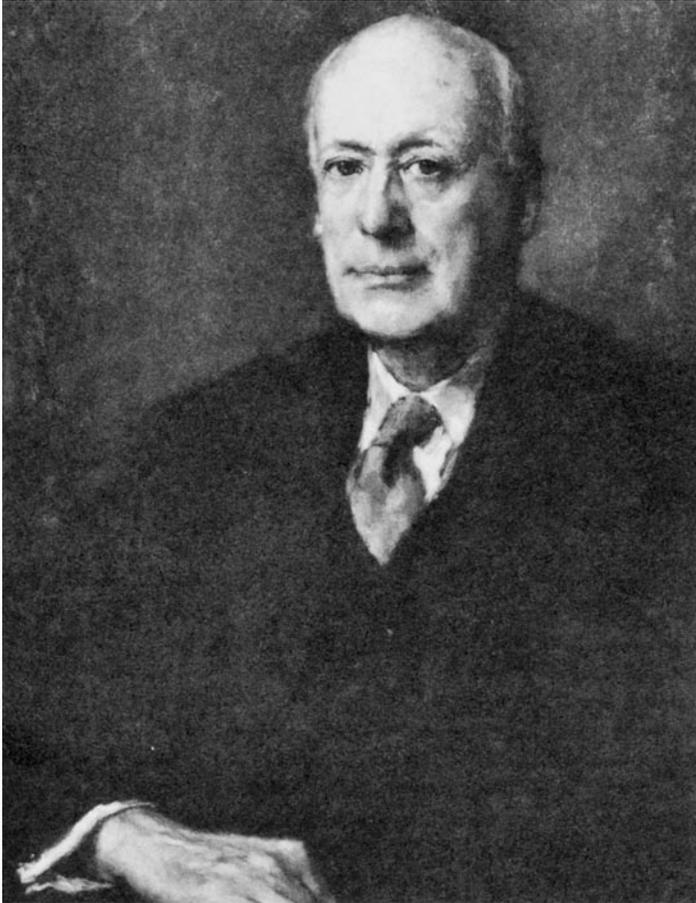
Quelle:
Selected studies
by Ernst H.
Kantorowicz;
Locust Valley/
New York 1965,
Frontispiz

Die zweifellos bedeutendste und eindrucksvollste, dazu bis in unsere Tage wirkungsmächtige Mythisierung des Staufers stammt gewiss von Ernst Kantorowicz. Enthusiastisch fasste er am Schluss seiner 1927 erschienenen Friedrich-Biographie das zusammen, was ihm an seinem Helden als wesentlich galt. „Friedrich II.“, so heißt es da, „mit dem das

Reich schloss und die Frucht aufsprang, reichte als Priester noch in die Himmel Gottes hinauf, dröhnte als Kaiser über das Erdenrund hin und stieß als Tyrann bis in die tiefsten Höllen hinunter, um mit den himmlischen und irdischen Mächten auch die von der Kirche für ein Tausendjahr gebannten Dämonen und Kräfte der unteren Welten aufzurühren und in sein Gesamt einzubeziehen: Gottessohn Weltenrichter Widerchrist zugleich. Der Stauer hat als Erster die Spannung von Himmel und Hölle gezeigt und damit als Erster die Kluft geschlossen. Er, Heiland und Antichrist zugleich, der erste Gottlose und der erste von sich aus göttliche, nicht durch die Kirche heilige Mensch, hatte diese zwiegesichtige Einheit herbeigezwungen durch die Gottheit Justitia, durch das kaiserliche Weltrichter- und Welträchertum“. Unverkennbar überschritt der Autor damit die Grenze von der wissenschaftlich begründeten Argumentation zur Glaubensaussage. Er schuf aus den äußerst gegensätzlichen Stellungnahmen von Friedrichs Zeitgenossen das moderne Gemälde einer ins Übermenschlich-Unbegreifliche gehobenen Gestalt, eines wahrhaft überragenden Individuums, kurz: das Bild jenes idealen, sich kraftvoll, genialisch und unbeschränkt entfaltenden Herrschers, den er wie seine Gesinnungsgenossen aus dem George-Kreis als den Retter an der Spitze des „geheimen Deutschland“ ersehnte. Doch nicht nur er selbst und seine Bundesbrüder, auch viele seiner Leser erkannten in dem solcherart zum Sinnbild herrscherlichen Menschentums stilisierten Kaiser damals, am Ende der Weimarer Republik, ein ihrer eigenen Zeit Richtung und Zielweisendes Vorbild – der Erfolg des Kantorowiczschen Werkes lässt sich nur so erklären. Zwar tadelte Friedrich Baethgen, der Freund, sicherlich zutreffend, Kantorowicz habe die Ideologien aus dem „imperialen Vorstellungskreis“ ungeprüft und unbewiesen für die Wirklichkeit, „die Geste also für die Tat genommen“; zwar stellte Albert Brackmann scharf ablehnend fest, der Biograph schildere Friedrich „in mythischer Schau“ und damit wissenschaftlich vollkommen unzulänglich. Trotzdem bekannte ein so sachlich-nüchterner Gelehrter wie der Amerikaner Thomas Van Cleve 1972 am Ende seines Friedrichbuches, ganz offenbar noch immer stark von Kantorowicz geprägt, die Geschichte kenne niemanden, der dem Stauer auch nur annähernd gleichkomme. Wenn der Cambridger Historiker David Abulafia sich 1988 dann mit großer Energie um den Nachweis bemühte, Friedrichs Begabung und Leistung hätten, wo immer man hinblicke, kaum das für Herrscher seiner Epoche übliche Niveau erreicht und er sei durchweg unoriginell von älteren, etwa arabischen oder normannischen Vorbildern abhängig gewesen, so scheint hier umgekehrt der Kampf gegen Kantorowicz' übermächtigen Friedrich-Mythos geradezu so etwas wie einen negativen Gegenmythos hervorzubringen. Einen ähnlichen Eindruck gewinnt man bei der Lektüre der 1998 publizierten umfangreichen Studie des Italiener Francesco

**Friedrich
Baethgen
(1890-1972)**

Professor in
Heidelberg,
Königsberg und
Berlin;
1947-1958
Präsident der
Monumenta
Germaniae
Historica
(seit 1949 in
München),
1956-1964
Präsident der
Bayerischen
Akademie
der Wissen-
schaften.
Gemälde von
Fritz Kaiser
(1891-1968).



Quelle:
Fuhrmann, Horst:
„Sind eben alles
Menschen gewe-
sen“ - Gelehrten-
leben im 19. und
20. Jahrhundert,
dargestellt am Bei-
spiel der Monu-
menta Germaniae
Historica und ihrer
Mitarbeiter; Mün-
chen 1996, S. 63

De Robertis zum Thema „Friedrich II. in Mythos und Wirklichkeit“. Dort nämlich geht die Entlarvung des ghibellinischen, also positiven Friedrich-mythos als Lug und Propaganda einher mit der vollständigen Bestätigung des päpstlich-guelfischen Gegenbildes, das den Staufer als einen gänzlich amoralischen, von Haremsdamen umgebenen Tyrannen zeigt, der sein Volk grausam knechtete und jeden Ungehorsam so brutal und heimtückisch niederschlug wie Hitler den Röhmputsch, der vor allem jedoch, gottlos und ohne jeden Glauben, durch seine offene Zusam-



**Friedrich
Gundolf
(1880-1931)**

Germanist,
1917-1931
Professor in
Heidelberg; ge-
hörte zum Kreis
um S. George,
unter dessen
Einfluss seine
Hauptwerke
entstanden
(„Goethe“,
1916; „Caesar.
Geschichte
seines Ruhms“,
1924;
„Shakespeare.
Sein Wesen und
Werk“, 1928).

Quelle:
Barner, Wilfried:
Von Rahel Varn-
hagen bis Friedrich
Gundolf: Juden als
deutsche Goethe-
Verehrer (Kleine
Schriften zur
Aufklärung Bd. 3);
Göttingen 1992,
S. 37

menarbeit mit den islamischen Machthabern der Christenheit schweren Schaden zufügte, die römische Kirche verriet und letztlich beabsichtigte, nach der Beseitigung des Papsttums als absolut unantastbarer, weil höchste geistliche wie weltliche Autorität besitzender Gewaltherrscher über seinen Untertanen zu thronen.

**Stefan George
(1868-1933)**

Suchte seine Zeit und insbesondere die ihn als „Meister“ verehrenden Mitglieder seines Freundeskreises durch sein dichterisches Werk als Seher und Lehrer zu den dort gefeierten Urbildern menschlichen Schöpfungstums, überragender Größe, Schönheit und Würde hinzuführen und für sie zu begeistern.



Quelle:
Stefan George mit
Selbstzeugnissen
und
Bilddokumenten,
dargestellt von
Franz Schonauer;
Reinbek bei
Hamburg 1992,
S. 156

Ernst Kantorowicz' kunstvoll ins Heroische gesteigertes Friedrich-Bild entstand natürlich nicht ohne Anregungen und Vorbilder. Der Literaturhistoriker Friedrich Gundolf, der Biograph Goethes, Caesars und Shakespeares, hatte dem Heidelberger Studenten der Nationalökonomie nicht nur die Aufnahme in Stefan Georges Jüngerkreis ermöglicht und den persönlichen Zugang zum Meister vermittelt, sondern ihn wohl auch zur Geschichtsschreibung gewiesen und insbesondere auf die Gestalt Friedrichs II. aufmerksam gemacht. Der Stauferkaiser erschien ihm, Gundolf, nämlich durch Tun und Haltung, durch sein „weltliches Heldentum“, durch das Bewusstsein der eigenen Heiligkeit, ja Göttlichkeit, als der nach Jahrhunderten erste würdige Nachfolger Julius Caesars, als der spezifisch mittelalterliche Repräsentant zeitlos-ewiger menschlicher Größe, dessen einzigartigen Rang an der Seite von Alexander und Caesar einerseits, von Napoleon, Nietzsche und George andererseits eine auf das Überzeitlich-Wesentliche zielende Darstellung zur Anschauung zu bringen hätte.

Der hier von Gundolf in besonderer Weise herausgehobene Philosoph Friedrich Nietzsche spielte im Freundeskreis Georges und vor allem im Denken Stefan Georges selbst in der Tat eine bedeutsame Rolle. Wie jener verurteilte George die modernen Zeitströmungen, suchte und feierte er die allein Sinn und Maßstab verheißenden, an das Göttliche reichenden Urbilder menschlicher Größe und Schöpferkraft, Schönheit und Würde.

Friedrich Nietzsche seinerseits hatte seine Ablehnung aller metaphysischen Annahmen und Jenseitshoffnungen in den Werken seiner letzten Schaffensperiode, während der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts, mit ebenso kompromissloser Schärfe verkündet wie seinen Glauben an die allein rettende Mission des zur Herrschaft berufenen, kraft- und lebensvoll die Idee der Freiheit mit allen ihren Konsequenzen verwirklichenden Übermenschen. Wieder und wieder berief er sich dabei auf das Beispiel und Vorbild Friedrichs II., der ihm als „der große Freigeist, das Genie unter den deutschen Kaisern“ galt und, seines kühnen Kampfes gegen die römische Kirche wegen, als „der Atheist und Kirchenfeind comme il faut“. In einer Epoche der Auflösung und des Übergangs lebend, vom Erbe gegensätzlichster Triebe und Wertmaße geprägt, suchte der Staufer nach dem Urteil Nietzsches nicht wie die meisten in einer solchen Situation „das Glück des Ausruhens und der Satttheit“; er fand vielmehr gerade darin Lebensreiz und Lebensinhalt, dass er den Kampf zwischen den seiner eigenen Natur wie seiner Zeit innewohnenden Widersprüchen bewusst und entschieden austrug und mit Meisterschaft führte. So aber entstehen nach Nietzsches Überzeugung „jene zauberhaften Unfass-

**Friedrich
Nietzsche**
(1844-1900)

1869-1879

Professor der
Klassischen
Philologie in
Basel, bedeutungsvolle Be-
kanntschaft mit
J. Burckhardt;
lebte danach
in der Schweiz
und in Italien,
nach einem Zu-
sammenbruch
1889 in
geistiger Um-
nachtung in
Naumburg und
Weimar.



Quelle:
Friedrich Nietzsche
in Selbstzeugnissen
und Bilddokumen-
ten, dargestellt
von Ivo Frenzel;
Reinbek bei
Hamburg 1976,
S. 6

baren und Unausdenklichen, jene zum Siege und zur Verführung vor-
herbestimmten Rätselmenschen, deren schönster Ausdruck Alcibiades
und Caesar sind, denen ich gerne jenen ersten Europäer nach meinem
Geschmack, den Hohenstaufen Friedrich II. zugesellen möchte“.

Vermutlich lenkte Jacob Burckhardt, der Baseler Historiker und Kollege, Nietzsches Blick auf Friedrich, obgleich der Staufer keineswegs etwa im Mittelpunkt von Burckhardts Schaffen stand. Recht kurz nur ging er zu Beginn seiner 1860 erschienenen, viel gelesenen Darstellung der „Kultur der Renaissance in Italien“ auf ihn ein, hob dabei allerdings seine Leistungen bei der Umgestaltung des sizilischen Königreiches durchaus hervor. Er sprach gar davon, dass damals „ein neues Lebendiges in die Geschichte eingetreten“ sei: „der Staat als berechnete, bewusste Schöpfung, als Kunstwerk“; er ließ das derart charakterisierte friderizianische Staatswesen geradezu als Vorbild und Muster des für die italienische Renaissance dann bestimmenden Staatstyps erscheinen und nannte dessen Schöpfer in einem vielzitierten Wort den „ersten modernen Menschen auf dem Thron“.

Wohl lieferte Burckhardt mit seiner knappen Friedrich-Skizze der Sehnsucht des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts nach dem alle Maßstäbe sprengenden, wahrhaft großen Individuum einen bald aufgegriffenen und intensiv verwerteten Hinweis. Er selbst freilich sah den Stauferkaiser wie sein sizilisches Königreich im Ganzen doch vorwiegend negativ; vor allem die düster-problematischen Züge der Moderne glaubte er dort bereits deutlich zu erkennen. Recht drastisch benannte er die bedenklichen Folgen des von dem Herrscher eingeführten neuartigen „Regierungsmechanismus“, die „grausam beigetriebenen Steuern“ etwa und ganz generell die Wandlung des Volkes zum „kontrollierbaren Haufen von Untertanen“, die den Maßnahmen des staufischen Tyrannen und seines Regierungsapparates schutzlos preisgegeben gewesen seien.

Burckhardt bezog seine Informationen über Friedrich und dessen Staat im Wesentlichen aus dem 1844 publizierten Friedrich-Buch des Münchener, dann Prager Geschichtsprofessors Constantin Höfler, aus einem Werk demnach, das den Kaiser aus dezidiert katholischer Sicht als einen rücksichtslosen, amoralischen Gewaltmenschen darstellte, vor allem als einen erbitterten Feind und Verfolger der Kirche, der am Ende freilich mit seiner Auflehnung gegen die höhere kirchliche Friedensordnung notwendig scheiterte, ja sogar seine eigenen Reiche damit zugrunde richtete. Kaum anders urteilte in jenen Jahren indessen auch ein Protestant, der Frankfurter Johann Friedrich Böhmer nämlich, Jurist, Privatgelehrter und verdienstvoller Erstbearbeiter der Friedrich-Regesten. Ganz von seinem der katholischen Romantik verpflichteten, idealisierenden Mittelalterbild bestimmt, kritisierte auch er den Staufer scharf als einen zügellosen, dem Laster ergebenen und zu jedem Betrug fähigen Menschen. Heftig brandmarkte er zudem die bereits an Machiavelli erinnernde, „orienta-

**Jacob
Burckhardt
(1818-1897)**

1858-1893

Professor
in Basel;

beeinflusste das
Friedrich-Bild
seiner Mit- und
Nachwelt stark
durch seine
knappe Skizze
zu Beginn
seines weit ver-
breiteten Werks
„Die Kultur der
Renaissance in
Italien“ (1860).



Quelle:
Teuteberg, René:
Wer war Jacob
Burckhardt?;
Basel 1997, S. 2

lisch-gewaltsame und nur auf persönliche Zwecke gerichtete Politik“ des „Tyrannen, der alle unglücklich machte“. Insbesondere sein Kampf gegen seine päpstlichen Wohltäter und die Kirche offenbare nicht nur seine krasse Undankbarkeit und Selbstsucht, mit ihm habe er überdies die Einheit und den Glanz des mittelalterlichen Kaiserreiches zerstört. Die Repräsentanten der Kirche aber beugten sich seinem brutalen Zugriff



**Johann
Friedrich
Böhmer
(1795-1863)**

Jurist und Privatgelehrter in Frankfurt a. M., einer der ersten Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Historica, deren Projekte er aus seinem eigenen Vermögen unterstützte; erster Bearbeiter der Regesten Friedrichs II.

Quelle:
Fuhrmann, Horst:
„Sind eben alles Menschen gewesen“ - Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter; München 1996, S. 34

auch in der äußersten Not nicht, weil nach Böhmers Überzeugung andere und heiligere Beweggründe sie aufrecht hielten als der Egoismus, den man ihnen so oft unterschiebe. „Welcher Unbefangene“, so rief er aus, „könnte zweifeln, auf welche Seite er sich mit seiner Teilnahme, ja mit seiner Bewunderung zu stellen habe“.

Natürlich fehlte es auch schon zu Böhmers Zeit keineswegs an Übersteigerungen, die in die entgegengesetzte Richtung zielten und statt des Bildes vom Tyrannen und gottlosen Kirchenverfolger jenes von dem staufischen Helden zeichneten, der gegen die universalistisch-hierokratische päpstliche Gewalt und die widerborstigen Lombarden einen bewundernswerten Kampf um die Realisierung seiner fortschrittlichen, auf Gesetzgebung und Zentralität der Verwaltung gegründeten Staatsordnung ausfocht. Diese Tendenz verfolgte bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts Friedrich von Raumer's Staufergeschichte; sie prägte in den 60er Jahren dann eher noch nachdrücklicher etwa Friedrich Wilhelm Schirrmachers umfangreiche Friedrich-Biographie.

Burckhardt, Höfler und Böhmer, von Raumer und Schirrmacher ging es nicht so sehr wie den anfangs vorgestellten späteren Friedrich-Deutern um die emphatische Feier individueller Größe und Einzigartigkeit oder um deren entschiedenes Abstreiten. Sie maßen den Stauer vielmehr an allgemeinverbindlichen Kriterien. Ihr Urteil richtete sich freilich nach ihren je eigenen moralischen, politischen oder gesellschaftlichen Grundsätzen und Idealen und es fiel eben deshalb auch bei ihnen recht gegensätzlich aus; gerade die Festigkeit und Tiefe ihrer Überzeugungen verleitete auch sie zur Mythisierung Friedrichs, zur Stilisierung seiner Person ins Heroisch-Positive oder Abgründig-Böse. Kaum anders verhielt es sich im Übrigen mit der Wahrnehmung und Bewertung des Herrschers durch die vorhergehenden Jahrhunderte bis hin zur Reformation und Gegenreformation, und grundsätzlich wiederholte die Neuzeit unter veränderten Rahmenbedingungen ohnehin vielfach nur das, was das Spätmittelalter bereits vorgebildet hatte. Davon soll deshalb nun die Rede sein.

Friedrichs überraschender Tod im Dezember 1250 stürzte nicht nur die staufische Herrschaft in eine schwere Krise; er verunsicherte auch des Kaisers joachitische Gegner zutiefst. Es handelte sich dabei um einen Kreis von Franziskanern, die sich intensiv mit den Schriften des 1202 verstorbenen kalabrischen Abtes Joachim von Fiore beschäftigten und aus ihren Studien unter anderem die sichere Erkenntnis gewonnen hatten, die von Joachim prophezeite dritte Weltepoche, das vom Mönchtum und, wie sie glaubten, in erster Linie von ihrem Orden geprägte, glückselige Zeitalter des heiligen Geistes werde im Jahre 1260 anbrechen, allerdings nach furchtbaren Kämpfen und nach dem zur Läuterung der Kirche notwendigen Schreckensregiment des ersten Antichrist. Dass es sich bei diesem um Friedrich II. handle, schien in Anbetracht der von ihm bereits begangenen Untaten gewiss. Freilich kam nun sein Tod um 10 Jahre zu früh. Salimbene von Parma, einer der bekanntesten Joachiten, erzählt in seiner großen, zwischen 1282 und

1288 niedergeschriebenen Chronik denn auch, dass er und mit ihm viele andere Menschen lange am Tod des Kaisers gezweifelt hätten. Er bringt diese Tatsache in Verbindung mit der bereits kurz vor 1250 als Spruch der Sibilla Erithea in Umlauf gebrachten Prophezeiung über Friedrichs Tod: „Im Verborgenen wird er sterben und weiterleben; tönen wird es unter den Völkern: Er lebt und er lebt nicht – vivit, non vivit“.

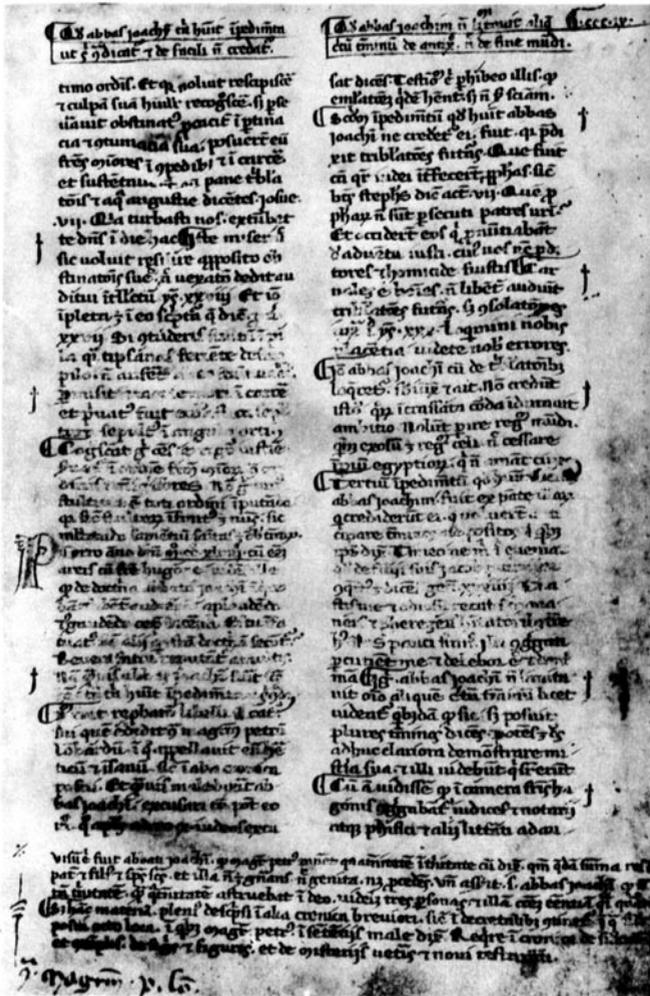
Wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen sagte sich indessen auch Salimbene, wie er selbst bekennt, nachdem die für das Jahr 1260 angekündigte große geschichtliche Wende ausgeblieben war, endgültig von seinen liebgewordenen joachitischen Grundüberzeugungen los. Freilich beschäftigte ihn die Persönlichkeit Friedrichs II. auch danach stark. Mehr als zwanzig Jahre später würdigte er in seiner umfangreichen Cronica durchaus Friedrichs hohe Begabung und scheute sich nicht, ihm eine Reihe sympathischer Eigenschaften zuzuerkennen. Als das für die Beurteilung des Staufers zentrale Merkmal, als der alle positiven Seiten gänzlich zerstörende, das Wesen und Schaffen des Kaisers völlig prägende Grundzug galt ihm jedoch nach wie vor dessen Wirken als Verfolger der Kirche. Die Kirche, die ihn als Kind genährt hatte, suchte der Undankbare ein Leben lang zu bekämpfen und zu zerstören, als ein Mann ohne christlichen Glauben und ohne Gottvertrauen, erfüllt von unstillbarer Herrschsucht, von Verschlagenheit und Geiz, Laster und Völlerei. Aberglauben, wahnhafte Irrtümer und Perversitäten aller Art glaubte ihm Salimbene folgerichtig nachweisen zu können. Um seiner Missetaten willen schlug ihn Gott nach unseres Autors Schilderung mit vielfachem Unglück, und keineswegs zufällig trafen die auf Tyrannen vom Schlage eines Antiochos Epiphanes, ja auf Luzifer selbst gemünzten Worte und Weissagungen der biblischen Seher vielfach bis ins einzelne auch auf Friedrich zu. Seinem schlimmen Leben entsprach ein schlimmer Tod: Des widerlichen Gestanks wegen, der von seinem Leichnam ausging, konnte der tote Kaiser nicht nach Palermo gebracht und in der dortigen Kathedrale neben seinen Vorfahren bestattet werden. Mit ihm endete die Macht des Imperiums, und bald nach ihm erlosch sein Geschlecht.

So bewahrte das Friedrichbild des im Alter seine Lebenserinnerungen notierenden franziskanischen Chronisten ganz augenscheinlich vieles, was ihm und seinen Ordensbrüdern einst kennzeichnend für den Staufer gewesen war. Dieser blieb wie vordem der gottlose und tyrannische Herrscher schlechthin, der Prototyp des Kirchenfeindes und Kirchenverfolgers. Als solcher erschien er im Übrigen in der stark von der Sicht der Franziskaner und Dominikaner geprägten kirchennahen Geschichtsschreibung ganz allgemein, und sie beherrschte das Feld bis ins 15. Jahrhundert hinein.

Salimbene
de Adam,
Cronica,

Vat. lat. 7260,
fol. 309 r.

Der
Franziskaner
aus Parma
(1221- nach
1288) verfasste
seit 1282 in
Reggio
nell'Emilia seine
Chronik, in der
er, der weitge-
reiste Mönch,
die Geschichte
seit 1168 bis
1287/88 aus
entschieden
päpstlicher
Sicht und be-
reichert durch
viele eigene
Erlebnisse
schilderte.
Das Werk ist
nur in dem
von ihm selbst
geschriebenen
Codex Vat. lat.
7260 der
Biblioteca
Vaticana, Rom,
überliefert.



Quelle: Cronica fratris Salimbene de Adam ordinis Minorum, ed. Oswald Holder-Egger, in: Monumenta Germaniae Historica: Scriptorum Bd 32; Hannover 1963 (Nachdruck der Ausgabe 1905 - 1913), Tafel III b

Als exemplarisch dafür kann der Dominikaner Martin von Troppau gelten, der in den 1270er Jahren sein bald als eine Art Handbuch viel benutztes und außerordentlich einflussreiches Chronicon schrieb. Der Kaiser tritt dort unverkennbar als Widersacher und Erzfeind der Kirche auf, die ihn einst erzog und die er nun zerfleischte. Seine Absetzung, seine schwere Krankheit und sein Tod als Exkommunizierter ohne Empfang der Sakramente erscheinen gleicherweise als adäquate Resultate seines verwerflichen Lebens, und zu dem düsteren Gesamtbild passt trefflich der Umstand, dass ihn nach Martins Bericht sein herrschbegieriger Sohn Manfred auf dem Sterbelager mit einem Kissen erstickte.

Die führenden Chronisten des 14. Jahrhunderts übernahmen von ihren Vorgängern in der Regel das negative Bild Friedrichs als des Kirchenfeindes und Verächters des christlichen Glaubens. Der Zisterzienserabt Johann von Viktring in Kärnten etwa urteilte so, und sein Zeitgenosse, der Franziskaner Johann von Winterthur, kam zu einer ganz entsprechenden Gesamtbewertung. Grundsätzlich nicht anders als die beiden Deutschen äußerte sich damals der Florentiner Geschichtsschreiber Giovanni Villani über den Kaiser.

Kirchennahen Autoren galt Friedrich II. also lange Zeit hindurch als die Verkörperung des Kirchenverfolgers schlechthin. Diese Sicht gab ihrer Deutung der Geschichte einen festen Maßstab und verlässlichen Bezugspunkt; sie bestätigte ihnen und ihren Lesern Gottes letztlich gerechtes, die Kirche bewahrendes Regiment. Zugleich bot sie die Möglichkeit, die Zeitgenossen anhand eines markanten historischen Beispiels über Tendenzen der eigenen Gegenwart warnend oder ermutigend aufzuklären und die eigene Position dazu glaubhaft und schlüssig zu begründen. An Bedrohungen der Kirche durch eigensüchtige Herrscher fehlte es ja nach wie vor keineswegs, ob man dabei an das widerrechtliche Regiment der Aragonesischen Könige auf Sizilien dachte, an die Bedrückung der französischen Kirche durch Philipp IV. oder an die Usurpation des Kaisertums durch Ludwig von Bayern.

Die im Spruch der Sibylle anklingende Erwartung, dass Kaiser Friedrich II. nach seinem Tod weiterlebe und in der eigenen Person oder doch in seinen Nachkommen gegenwärtig bleibe, war auch unter des Kaisers Anhängern von Anfang an lebendig. Im Kreis um seinen Sohn Manfred hoffte man wohl nicht zuletzt, durch die Propagierung dieser Vorstellung werde sich die Autorität des Verstorbenen am unmittelbarsten und sichersten auf seine Nachkommen übertragen lassen. Manfred selbst sprach von der einen Sonne, die im Vater untergegangen sei, nun aber in König Konrad IV., also Manfreds legitimum Bruder, wieder aufgehe,

Gerechtigkeit und Frieden ausstrahlend wie je. Wenig später bezeichnete der kaiserliche Notar Petrus de Prece den verstorbenen Herrscher in einem Brief ganz ähnlich als den Adler aus dem Osten, der in seinen Jungen weiterlebe, ja von ihnen noch übertroffen werde.

Die Stauferanhänger in Deutschland wie die Ghibellinen Italiens verbanden ihre Hoffnung auf ein neues glanzvolles Aufblühen der staufischen Herrschaft, auf die Vollendung des von Friedrich II. Begonnenen und auf die Aufrichtung des ersehnten Friedensreiches nach Konrads IV. Tod zunächst mit Manfred und Konradin, danach seit 1269 sehr ernsthaft mit dem 1323 verstorbenen Wettiner Friedrich I., Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, dem Sohn der Kaisertochter Margarethe. Nicht anders sahen die Helfer und Förderer Friedrichs III., seit 1296 König des Inselreiches Sizilien und über seine Mutter Konstanze ein Urenkel Friedrichs II., in ihrem Herrn jenen dritten Friedrich, den Weissagungen durchaus positiv als den künftigen Kaiser und den Lenker eines weltumspannenden Imperiums angekündigt hätten. Noch mit dem Habsburger Kaiser Friedrich III. verbanden sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ähnliche Prophezeiungen und Hoffnungen, obwohl er selbst eine solche Identifizierung entschieden ablehnte.

Bei vielen Zeitgenossen jedoch und gerade auch in weiten Kreisen des einfachen Volkes verfestigte sich bald und nicht zuletzt wohl wegen des so plötzlichen, überraschenden Todes Kaiser Friedrichs II. der Glaube, der Staufer sei nur scheinbar tot, er lebe im Verborgenen weiter und werde einst persönlich wiederkommen, um sein Werk des Friedens und der Gerechtigkeit zu Ende zu führen. Bereits im Sommer des Jahres 1257 hören wir denn auch von einem Goldschmied aus San Gimignano in der Toskana, der mit sechs anderen Männern vor einem Notar eine Wette darüber abschloss, dass der Staufer noch lebe und bald wieder öffentlich auftreten werde.

In Deutschland, wo man ohnehin keine genaue Kenntnis vom Tod Friedrichs II. im fernen Apulien hatte, suchten während der beiden letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, in einer Zeit also, als sich kaum noch jemand an den echten Kaiser erinnern konnte, in der Tat nacheinander fünf Männer ihr Glück als wiederkommende Friedrichs. Der Eremit Heinrich, der 1284 im Elsaß als Kaiser Friedrich von sich reden machte, scheint keinen großen Erfolg gehabt zu haben. Drei Jahre später allerdings vermochte in Lübeck ein Mann mit dem Anspruch, der letzte Stauferkaiser zu sein, die einfache Bevölkerung der Stadt auf seine Seite zu ziehen. Erst dem Bürgermeister, der Friedrich offenbar noch selbst gesprochen hatte, gelang es schließlich, ihn zu entlarven. Etwa gleichzeitig zog durch

viele Städte und Dörfer am Niederrhein ebenfalls ein Pseudo-Friedrich und erregte weithin Aufsehen, ehe er in Gent verhaftet und hingerichtet wurde. 1295 endete ein falscher Friedrich in Esslingen als Ketzer auf dem Scheiterhaufen.

Am erfolgreichsten und spektakulärsten agierte zweifellos Dietrich Holzschuh, seiner Herkunft nach vielleicht ein Bauer oder Handwerker. Zwar endete sein erster Auftritt als Kaiser Friedrich II. 1283 recht kläglich: Die Kölner verspotteten und vertrieben ihn. Die Bürger der benachbarten Stadt Neuss aber nahmen ihn auf, unterstützten ihn und verweigerten die Auslieferung an den Kölner Erzbischof. Schnell anerkannten ihn auch andere Städte und adlige Herren. Er empfing ihre Gesandtschaften, bestätigte Privilegien und konnte mit Genugtuung registrieren, dass selbst lombardische Städte und der Markgraf von Este Boten entsandten, um vorsichtshalber Kontakt mit ihm aufzunehmen. Zweifel an seiner Identität vermochte er offenbar kenntnisreich zu zerstreuen, Verdacht erregte allerdings sein zu geringes Alter. Vielleicht um seinen Einflussbereich auszudehnen, zog Dietrich im Frühjahr 1285 nach Wetzlar, das damals mit König Rudolf wegen dessen Steuerpolitik im Streit lag. Sogar die patrizische Führungsschicht entschied sich dort zunächst für ihn. Als der König sich dann jedoch zur Belagerung der Stadt anschickte, brach deren Widerstand sofort zusammen. Sie lieferte Dietrich aus, und der falsche Kaiser wurde im Juli 1285 verbrannt.

Die Zeit der falschen Friedrichs war mit dem Ende des 13. Jahrhunderts offenkundig vorbei. Doch die Erwartung und Hoffnung, Friedrich werde wiederkehren und alle Dinge zum Besseren wenden, blieb in Deutschland auch danach lebendig. Johann von Winterthur bezeugt sie; er berichtet vom verbreiteten Glauben, Friedrich werde, von Gott selbst gesandt, die Kirche reformieren, Mönche und Nonnen zur Ehe zwingen und allen, insbesondere jedoch den Armen und Bedrückten, zu ihrem Recht verhelfen. Aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erfahren wir dann, dass damals viele Menschen, vor allem in Thüringen, überzeugt gewesen seien, Friedrich halte sich in den Ruinen von Reichsburg auf. Diese Ansicht verdichtete sich offenbar rasch zu der Vorstellung, der Kaiser lebe in den seit 1407 unbewohnten, doch noch immer an den alten Glanz des Imperiums erinnernden Burgen auf dem Kyffhäuser; erst später setzte sich dann die Auffassung durch, er hause im Inneren dieses Berges. Noch als sich die Bauern jener Gegend im Jahre 1525 erhoben, rechneten sie anscheinend mit seiner Unterstützung. Schon Ende des 15. Jahrhunderts begann man freilich da und dort, den kaiserlichen Kyffhäuserbewohner mit Friedrichs Großvater Barbarossa zu identifizieren und dieser Deutung gehörte dann bekanntlich die Zukunft.

Neuss

Spät-
mittelalterliche
Ansicht der
Stadt (1477),
in der Dietrich
Holzschuh
1283-1285,
als Kaiser
Friedrich II.
anerkannt, Hof
hielt, Privilegien
erteilte und
Gesandts-
chaften
empfangt.



Quelle:
Schmitt, Michael:
Das Stadtbild in
Druckgraphik und
Malerei: Neuss
1477 – 1900; Köln/
Wien 1991, S. 2

Wenn breite Schichten der Bevölkerung Deutschlands zwischen 1250 und 1500 immer wieder sehnsüchtig auf die Wiederkehr Friedrichs, des letzten Stauferkaisers, hofften, in ihm den Retter aus ihrer Not und geradezu den Heilsbringer sahen, so hängt dies gewiss mit der besonderen Situation des Landes im Spätmittelalter zusammen. Mit dem Untergang des staufischen Hauses endete die glanzvolle, Mitteleuropa bestimmende Geschichte des Imperiums. Er führte zudem zu einer spürbaren Schwächung der königlichen Gewalt in Deutschland selbst. Dort bemühten sich die Reichsfürsten nun noch intensiver als zuvor, ihre dominierende Stellung in ihren Territorien zu sichern und auszubauen, und in jenen großen Regionen Süd- und Mitteldeutschlands, die die Stauer

einst unmittelbar beherrscht hatten, setzte zwischen Fürsten, Adel und Städten ein hemmungsloser Kampf um die besten Stücke aus dem stau-fischen Erbe ein. Überdies gab es bald immer deutlichere Anzeichen für eine allgemeine, strukturelle Wirtschaftskrise. Die wachsenden sozialen Gegensätze in den Städten führten zu Aufständen gegen das Patriziat und den Klerus, und infolge der sich dramatisch verschlechternden Lage der Bauern mehrten sich die bäuerlichen Erhebungen, bis sie schließlich ihren Höhepunkt im großen Bauernkrieg von 1525 fanden.

Aussicht auf eine Besserung der misslichen Zustände, auf grundlegende Reformen durch die vorhandenen Institutionen bestanden kaum, alle diesbezüglichen Forderungen blieben ohne greifbare Wirkung. So wird es verständlich, dass sich viele Menschen gerade unter den Bewohnern der Städte und in der bäuerlichen Bevölkerung mit ihren Erwartungen von ihrer traurigen Alltagswirklichkeit abwandten und in dem Gedanken Trost suchten, Friedrich II. ergreife wieder das kaiserliche Regiment, dass sie mit seinem Wiederkommen die Hoffnung auf eine gerechtere, friedlichere Zukunft für sich selbst verbanden.

Friedrich II. als Unmensch ohne Glauben und Moral, als Tyrann und Kirchenverfolger oder aber als Fürst des Friedens und der Gerechtigkeit, als kraftvoll-unerschrockener Kämpfer gegen Missstände jeder Art in Gesellschaft und Kirche, als ein die Zeiten überstrahlendes Beispiel glanzvoller Herrschergröße – diese Vorstellungen vom letzten Stauferkaiser waren im Spätmittelalter im Umlauf und sie bestimmten, wie wir sahen, abgemildert oder modifiziert auch noch die Sicht des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie vereinfachen die differenzierte Wirklichkeit, konzentrieren sich verfälschend auf einige wenige, als wesentlich für die eigene Gegenwart angesehenen Punkte und verabsolutieren diese. So sagen die derart entstehenden Bilder, mythischen Veränderungen und Übersteigerungen vor allem etwas über die Menschen selbst aus, die sie schufen, verbreiteten und aufnahmen, über ihre Sehnsüchte, Erwartungen und Befürchtungen – und eben darin liegt ihr eigentlicher Wert. Den Zugang zum „wahren“ Friedrich aber vorstellen sie wohl eher. Andererseits hängen sie in irgendeiner Weise wohl doch mit des Staufers tatsächlichem Wirken zusammen – schon deswegen, weil die Nachwelt ja beileibe nicht mit jedem beliebigen Herrscher ihre Ängste und Hoffnungen verbindet. Fragen wir deshalb nun also noch, ob sich etwas über diesen Zusammenhang des Mythos mit der Persönlichkeit Friedrichs II. sagen lässt.

Friedrichs Zeitgenossen waren ganz offenbar außerordentlich empfänglich für jene damals recht häufig auftauchenden Traktate und Bot-

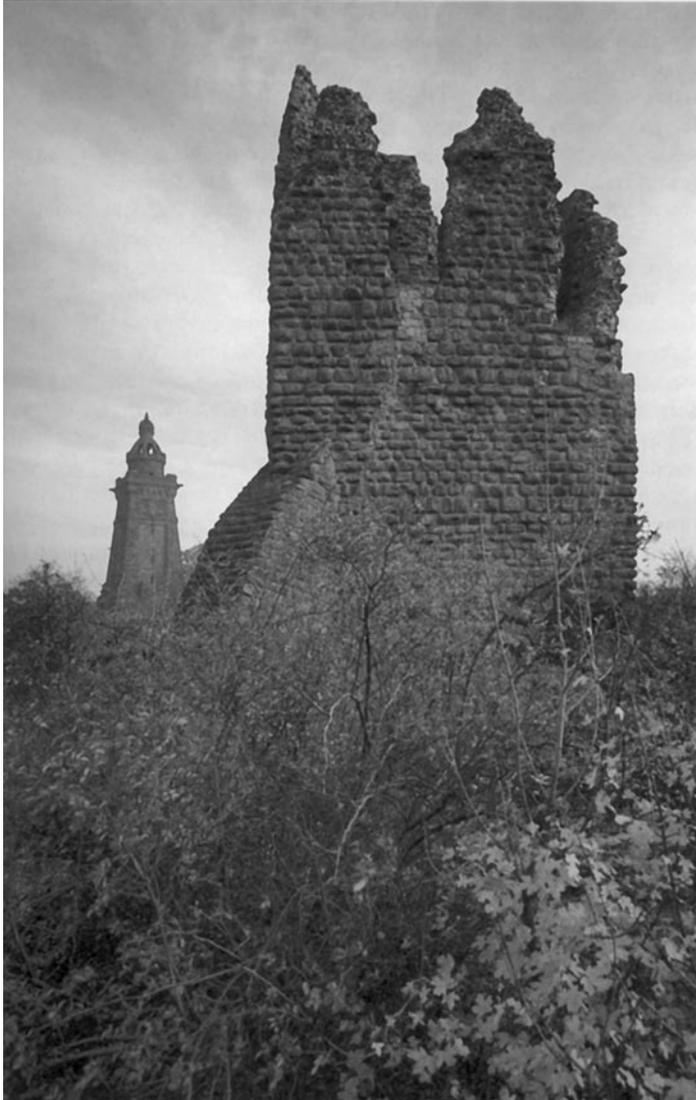
Kyffhäuser

Große, aus Ober-, Mittel- und Unterburg bestehende Reichsburg im Kyffhäusergebirge südlich des Harzes aus dem 12. Jahrhundert, von Friedrich I. Barbarossa vollendet. Die in Thüringen verbreitete Vorstellung, hier bereitete sich Friedrich II. auf seine Wiederkehr vor, verband sich spätestens zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit seinem Großvater Friedrich I., und diesen rief dann auch das 1891-96 auf dem Areal der Oberburg zu Ehren Kaiser Wilhelms I. errichtete Kyffhäuserdenkmal ins Gedächtnis, gewissermaßen als mittelalterlichen Kündler des modernen

Reichsvollenders.



Quelle:
Müller, Horst: Der Kyffhäuser. Aufnahmen von Hans-Dieter Kluge; Leipzig 1992, S. 4



Quelle:
Müller, Horst: Der Kyffhäuser. Aufnahmen von Hans-Dieter Kluge; Leipzig 1992, S. 41

schaften, die trotz oder gerade wegen ihres meist dunklen, nur schwer deutbaren Wortlauts verlässliche Kunde vom künftigen Gang der Dinge zu geben versprochen. Mancherlei Weissagungen bereiteten die Öffentlichkeit insbesondere auf das nahe Kommen des Weltendes vor. Es kündigte sich diesen Prophezeiungen zufolge durch Katastrophen aller Art und durch das unheilvolle Auftreten der Vorläufer des Antichrist an, doch auch im segensreichen Friedens- und Bekehrungswerk des Endkaisers, der seine Krone freilich in Jerusalem niederlegen und so dem Antichrist, dem teuflischen Erzfeind der Christenheit, für eine letzte, kurze Herrschafts- und Schreckenszeit Platz machen werde, ehe Christus selbst diesen besiege. Die Kenner schöpften präzisere Angaben, wie wir bereits sahen, beispielsweise aus den seherischen Sentenzen Joachims von Fiore.

Das dramatische Geschehen jener Zeit mit seinen unerhörten Konflikten, vor allem der mit äußerster Härte ausgetragene Streit zwischen Kaiser und Papst, den beiden führenden Gewalten der Christenheit, doch auch andere bedrückende Ereignisse wie etwa das unheimliche Auftauchen und unaufhaltsame Vorwärtsstürmen der Mongolen im Jahr 1241 – dies alles stürzte viele Menschen in größte Unsicherheit, und sie empfanden die umlaufenden endzeitlichen Deutungen ihrer Gegenwart als tief überzeugend, sahen in ihnen eine willkommene und einleuchtende Sinngebung dessen, was sie erlebten.

Auf diese öffentliche Stimmungslage stellte sich die kaiserliche wie die päpstliche Seite ein; ihrer bedienten sich beide zur Förderung ihrer Ziele in dem mit allen Mitteln geführten Entscheidungskampf, der nach Friedrichs zweiter Exkommunikation im März 1239 zwischen ihnen ausbrach. Mit bisher unbekannter Intensität begleitete den Krieg der Waffen nun nämlich der Krieg der Propaganda.

Dabei schlugen die päpstlichen Enzykliken schon bald einen wahrhaft apokalyptischen Ton an. Sie identifizierten den Kaiser mit dem im biblischen Buch der Offenbarung prophezeiten Untier der letzten Welttage, mit der übermenschlich-dämonischen Gegengewalt gegen Christus, die dessen Kirche vom Erdboden vertilgen wolle und dazu auch die grässlichsten Verbrechen nicht scheue. Sie bezeichneten den Herrscher mit biblischen Schreckensnamen, schilderten ihn als Freund der Muslime, Verächter Christi und schlimmen Ketzer, als Vorläufer des Antichrist, ja als diesen selbst. Papsttreue Kreise, allen voran franziskanische Prediger, gaben dem Bild vom kaiserlichen Häretiker, Kirchenzerstörer und Antichrist noch schärfere Akzente und verbreiteten es weithin.

Umgekehrt hob Friedrich die im Mittelalter an sich verbreitete und seiner Überzeugung seit je entsprechende Vorstellung von der Christus-Nähe des Herrschers und insbesondere von seiner eigenen Christus-Ähnlichkeit nun noch intensiver als früher hervor, und er bediente sich, um sie sinnfällig und einprägsam zur Geltung zu bringen, zuweilen neuer, ungewöhnlicher Formen, so wenn er seinen Geburtsort Jesi mit Worten des Evangelisten geradezu als sein Bethlehem pries. Seine Anhänger und Mitarbeiter taten ein Übriges, um die Heiligkeit der kaiserlichen Person und Würde, ja die Messias-Ähnlichkeit ihres Herrn in Wort und Schrift zu feiern und ihn der Öffentlichkeit als übermenschlichen Heilsbringer und Friedensfürsten vorzustellen.

Schon in Friedrichs letzten Lebensjahren bildeten sich demnach jene typischen Grundformen der Mythisierung heraus, die dann, zeitgemäß abgeändert und umgestaltet, die Wahrnehmung und Beurteilung seiner Person und seines Handelns Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart immer wieder maßgebend prägen sollten. Sie konnten sich gerade so wohl nur in einer Epoche entwickeln, die erbitterte Auseinandersetzungen um ganz grundsätzliche, allen Beteiligten existenziell wichtige gesellschaftliche Ordnungsfragen durchzustehen hatte und für die es überdies naheliegend war, derartigen Auseinandersetzungen transzendente Bedeutung zuzumessen, in ihnen den Gang des göttlichen Heilsplanes zu erkennen. Sollten die unter solchen Rahmenbedingungen entstandenen mythisch überzeichnenden Darstellungen des Kaisers indessen, wie dies ihre Schöpfer doch beabsichtigten, beim breiten Publikum auch wirklich Glauben finden und von ihm akzeptiert werden, so musste es zwischen den mythisierenden Bildern und der realen Gestalt des ja noch lebenden und agierenden Herrschers wenigstens gewisse Ähnlichkeiten geben, bedurfte es sozusagen eines beiden Ebenen gemeinsamen Kernes von einander entsprechenden oder doch aufeinander beziehbaren Eigenschaften, Zielen und Praktiken.

Hier also können wir hoffen, auf die gesuchte Nahtstelle zu stoßen, den Zusammenhang von Mythos und Persönlichkeit bei Friedrich zu fassen. Denn solche verbindenden Elemente existieren in der Tat; zum Gegenstand der mythisierenden Ausdeutung wurden gerade die zentralen und charakteristischen Absichten und Tätigkeitsfelder des Staufers.

Der als Kirchenverfolger gebrandmarkte Kaiser vertrat entschieden die Überzeugung, dass nach dem göttlichen Willen die Sorge für die diesseitigen Bedürfnisse der Menschen ausschließlich und vollständig der weltlichen Gewalt obliege. Am Klarsten begründete er diese Auffassung wohl in dem berühmten Vorwort zu seinem 1231 promulgierten

**Konstitutionen
von Melfi,
1231, Reg. lat.
1948, fol. 4 r.**

Die Prachthandschrift Reg. lat. 1948 der Biblioteca Vaticana aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts enthält das kaiserliche Gesetzbuch. Die Abbildung zeigt den Beginn des Vorworts, des berühmten Proemiums zu den Gesetzen; die Miniatur stellt die Übergabe des Gesetzescorpus dar.



Quelle:

Die Konstitutionen Friedrichs II. von Hohenstaufen für sein Königreich Sizilien. Nach einer lateinischen Handschrift des 13. Jahrhunderts hrsg. u. übers. von Hermann Conrad; Köln/Wien 1973, nach S. II

Konstitutionencorpus von Melfi, wo er nachzuweisen suchte, dass allein das Auftreten der fürstlichen Herrschaft die von Gott abgefallenen Menschen mit ihrem tief eingewurzelt Drang zu Hass und Streit vor der Vernichtung in einem chaotischen Kampf Aller gegen Alle bewahren könne. Eben deshalb sei ihnen diese höchst notwendige Institution denn auch von Gott zu ihrer Rettung, zur Durchsetzung der ihre Existenz sichernden göttlichen Normen gnädig gewährt worden. Energisch verteidigte Friedrich folgerichtig den ihm nach seiner Meinung gebührenden Raum der Zuständigkeit und Verantwortung gegen jede kirchliche Einmischung. Unerschüttert von päpstlicher Kritik verwirklichte er sein Gesetzgebungsprogramm für das siziliische Königreich. Die Wirtschaftsreformen, die er dort einleitete, sahen zwar Zahlungen an die Kirche in der bisher üblichen Höhe vor, aber keinerlei Beteiligung an den infolge der

Neuordnung in der Zukunft erwarteten Einnahmesteigerungen. Mit zunehmender Schärfe geißelte er die päpstlichen Versuche, die Städte des lombardischen Bundes bei der Usurpierung von Rechten zu decken, die aus seiner Sicht eindeutig dem Imperium und dem Kaiser zustanden. Natürlich lehnte er die von Papst Gregor IX. mehrfach formulierte Anschauung vom gottgewollten Richteramt des Papstes über die Fürsten der Welt und von seiner speziellen Obergewalt über den Kaiser scharf ab, und natürlich sah seine Weltordnung eine Absetzung von Königen und gar des Kaisers durch den Papst nicht vor. Eindringlicher denn je wandte er sich deshalb im Sommer 1245 an die Monarchen Europas mit der Warnung, was Innozenz IV. an ihm versuche, drohe ihnen ebenso, wenn die Kaisermacht nur erst gebrochen sei. Jetzt zogen kaiserliche Rundschreiben auch die letzte Konsequenz aus der These von der umfassenden weltlichen Zuständigkeit der Könige und Fürsten und forderten die Rückkehr der Kirche und ihres Klerus zu den apostolischen Lebensformen der Urkirche, zum seelsorgerlichen Dienst in Bescheidenheit und Armut. Damals freilich war das an der römischen Kurie schon früh verbreitete und immer wieder, nicht zuletzt durch unüberlegte Übergriffe des Herrschers selbst, bestärkte Misstrauen gegenüber Friedrich bei Papst Innozenz längst zu der Gewissheit geworden, man habe in dem Staufer einen tödlichen Feind der Kirche und ihrer universalen Mission vor sich.

Ohne Zweifel suchte Friedrich zeit seines Lebens seinen Reichen, so wie er es für seine herrscherliche Aufgabe hielt, eine auf das Recht gegründete, Sicherheit und Frieden wahrende Ordnung zu geben. Schon seine Verwaltungsmaßnahmen während des ersten Deutschlandaufenthaltes bis 1220 führten, wenn man einem Zeitgenossen glauben darf, zu einer spürbaren Verbesserung der Lebensbedingungen gerade auch der einfachen Bevölkerung, weshalb ihn, wie unser Gewährsmann schreibt, „die Kaufleute von ganzem Herzen liebten, weil er das Königreich so befriedet hatte, dass sie sicher reisen konnten, wohin sie wollten“. Mit dem schon erwähnten, für das Abendland neuartigen, umfangreichen Gesetzgebungswerk von 1231 gedachte der Staufer die normativen Grundlagen dafür zu schaffen, dass sich sein sizilisches Regnum zu einem für alle anderen Reiche Europas vorbildlichen Staatswesen entwickelte. Dabei bezogen seine Vorstellungen und Maßnahmen, seiner anspruchsvollen Amtsauffassung entsprechend, fast alle Lebensbereiche ein. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Effizienz des Gerichtswesens; bestens ausgebildete, unbestechliche Richter hatten allen Untertanen, selbst Juden und Sarazenen, zu ihrem Recht zu verhelfen. Des Herrschers Anweisungen, für deren Realisierung eine kompetente, hierarchisch gegliederte, vom Hof aus zentral gelenkte

Der Mainzer
Landfrieden
von 1235,
Wolfenbüttel,
Herzog August
Bibliothek,
Cod. Guelf. 3.1
Aug. 2°, fol. 1 r.

Auf dem
Mainzer Hoftag
im August
1235 wurde
offensichtlich
eine deutsche
Fassung des
offiziellen lateini-
schen Texts
des kaiserlichen
Landfriedens
verkündet. Sie
fand dann auch
in zahlreichen
Handschriften
Verbreitung,
unter anderem
zusammen mit
dem Sachsen-
spiegel. Die Ab-
bildung zeigt
den Anfang des
Mainzer Land-
friedens zu Be-
ginn der Wol-
fenbütteler Bil-
derhandschrift
des Sachsen-
spiegels.



Das wehr sitze der heylig zu merke
mit der wehr willehoi
Wen siere vi gebir mit vii kaiserliche
gewalt vii mit andern des richen
geruwin manen swelch son sine
mit von sinen bringe od vii andern siten
gute vor stuzer od vor b. aner od roudic od
zu sinen vane vior diu sicheit mit cruce
od m. r. d. Das ist siner var ere ger od
mit sine vor reppisse lezunge in des sin
mit zu den heylig vor sine richet mit
zoven senebare manne di inuuar mit
reche vor wer sin mag de son sal sin vor
reit egenes vii lenos vii yarudis guces
vi i wiche alles guces des i. e von var od von mit erben solde ewetliche also das in
wedre richet noch var minur wid gete sin mag das he kein reche zu dem selbm gute in
mit gewinne inuge swelch si n an sine vater by reche odur virelichen au gret in von
din od geruwinne od m. r. d. ande slachre bane legte das gewinnisse heilic wut he
des vor sine richet vor zuger alle vi vor gefe sin in de selbe sit erlos vii reche los ewich
tchen da he rummer wider kome mag zu sine reche alle di ter vane nemme zu zunge
vor dem richere ist alle di sache di hi vor gefe sinne sin di selb des nicht vlenig wdi durch
manschaft noch durch kein hante ding si en gefe sin dem wate d wasch d des nicht an
er wil den sal der reche den rymge is en si das he zu den heilige sivar vor dem richre das
he das sine nicht en wille. har d var dinstma od eigne lute von d rare od heile derte
dinge dighens mit de for. wid sine var alle hi vor gefe sinne sit lezunge en des sin var vor
sinem richet selde dichte :u den heilige di selbm sine erlos vii reche los ewetliche das si nun
mer wid kome inuge zu siner reche d var mag ab rik di lute si sin dinst od eige wdi
levedin mit duseit dringe so das si erlos vii reche los sin he en hale is er ne den son bud
che aller slachre and lute di des vane dinstma od eigne reche sin mit d rare od heile de
son wid sine var die e ding in lute mit di hi vor gefe sinne sit lezunge si des ter var alle
hi vor gefe sin is d che mids gerichte das gesche is sal di selbm lute in di achre
sin vii sal si minner . . . us gelatin si ergeten dem var sine schadin zovuar den

Quelle: Lück, Heiner / Schildt, Bernd (Hrsg.): Recht – Idee - Geschichte. Beiträge zur Rechts- und Ideengeschichte für Rolf Lieberwirth anlässlich seines 80. Geburtstages; Köln/ Weimar/Wien 2000, S. 137

Beamtenschaft sorgen sollte, regelten jedoch ebenso Wirtschaftsfragen aller Art oder die Einführung einheitlicher Maße und Gewichte, sie legten Grundsätze für das redliche Geschäftsgebaren der Kaufleute und Handwerker fest, kümmerten sich um die sachgemäße Ausbildung und die Approbation von Ärzten, Apothekern und Chirurgen oder um die Reinhaltung der Luft. Ihre Wiederholung und insbesondere die oft erneuerte Ermahnung der Beamten zur Unbestechlichkeit verraten etwas von den Schwierigkeiten, auf die Friedrich bei der Verwirklichung seines Ideals stieß. Fehlentwicklungen, Missstände und Kritik häuften sich dann, als der Herrscher während der Kriegsjahre nach 1239 seinen Untertanen immer größere finanzielle Lasten aufbürdete und seinen Beamtenapparat in wachsendem Maße zu ihrer Überwachung und zum frühzeitigen Aufspüren oppositioneller Gruppen anhielt. Mitte der 1230er Jahre freilich, als Friedrich zum zweiten Mal nach Deutschland kam, schätzte man dort offenbar durchaus seine Verdienste um Recht und Frieden in seinem Südreich und erwartete von ihm nun eine ähnliche Reform der deutschen Rechtsordnung. Der Mainzer Landfriede, den er 1235 erließ, suchte denn auch die Machtverteilung zwischen Kaiser und Reichsfürsten neu zu definieren und die fürstliche Verantwortung für Frieden und Recht in ihren Territorien ebenso herauszustellen wie die übergreifende kaiserliche Zuständigkeit für diesen zentralen Herrschaftsbereich. Das bedeutsame Dokument blieb zunächst freilich Programm. Rudolf von Habsburg und seine Nachfolger jedoch griffen des Staufers gesetzgeberische Initiative wieder auf und stärkten damit im Übrigen zugleich die Erinnerung an ihn selbst.

Die Unbedingtheit mit der Friedrich II. die beschriebenen Ziele verfolgte, die Eindeutigkeit und Selbstgewissheit, mit der er in der Öffentlichkeit stets als deren leidenschaftlicher Vorkämpfer, als der entscheidende Repräsentant seiner Sache auftrat – kurz: seine unzweifelhaft herausragende, durch ungewöhnliche wissenschaftliche und künstlerische Aktivitäten noch zusätzlich profilierte Persönlichkeit machte ihn bereits zu Lebzeiten zum Objekt der Heroisierung wie der Verteufelung, sie reizte noch in der Neuzeit zur Verklärung seines Genies. Des Staufers zähes Ringen mit der Kirche um das, was er als seine herrscherlichen Rechte ansah, sein unermüdlicher Kampf um die Autonomie des Staatswesens, um dessen Befreiung von jeder Kontrolle durch die Kirche und von jeder Bindung an sie, bot Jahrhunderte lang Anlass für übersteigerten Lobpreis wie für die ebenso übertriebene Stilisierung zum Kirchenverfolger; heute indes hat dieser Kampf wohl seine Aktualität verloren, wenngleich manche italienischen Äußerungen noch immer einen anderen Eindruck vermitteln. Höchst bedenkenswert bleibt hingegen nach wie vor Friedrichs Überzeugung, dass es Aufgabe des Fürsten sei, in jedem Winkel

Kaiser

Friedrich II.

Zeichnung der Sitzfigur des Kaisers vom Brückenkastell in Capua. Das Figurenprogramm der Fassadenwand des Kastells sollte den Kaiser als den Wahrer des Rechts und den Beschützer seiner Untertanen darstellen, war also wohl als bildliche Interpretation seines Konstitutionenwerkes gedacht. Die Zeichnung ist erhalten im Nachlass des Kunsthistorikers J.-B. Séroux d'Agincourt. Sie wurde wohl im Jahr 1782 von dem neapolitanischen Hofhistoriographen Francesco Daniele gefertigt.



Quelle: Gesellschaft für staufische Geschichte e. V. (Hrsg.): Die Staufer; Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst Bd. 19; Göttingen 2000, S. 118

seines Reiches der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und so seinen Untertanen ein Leben in Frieden zu sichern. Mit ihr formulierte der Stauferkaiser zweifellos ein Ideal, um dessen Verwirklichung sich auch noch die demokratisch legitimierten Regierungen unserer Tage stets aufs Neue bemühen müssen.

Weiterführende Literatur zum Thema

Abulafia, David: Frederick II. A Medieval Emperor (London 1988; deutsch: Herrscher zwischen den Kulturen. Friedrich II. von Hohenstaufen, Berlin 1991)

Baethgen, Friedrich: Besprechung von Ernst Kantorowicz' „Kaiser Friedrich II.“, in: Deutsche Literaturzeitung 51 (1930), S. 75-85

Brackmann, Albert: Kaiser Friedrich II. in „mythischer Schau“, in: Historische Zeitschrift 140 (1929), S. 534-549

De Robertis, Francesco Mario: Federico II di Svevia nel mito e nella realtà (Bari 1998)

Fried, Johannes: Einleitung zu Ernst H. Kantorowicz, Götter in Uniform. Studien zur Entwicklung des abendländischen Königtums, hg. von Eckhart Grünewald und Ulrich Rauiff (Stuttgart 1998), S. 7-45

Grünewald, Eckhart: Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers und zu seinem Jugendwerk „Kaiser Friedrich II.“ (Wiesbaden 1982)

Hampe, Karl: Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt (Berlin – Leipzig 1925)

Jostmann, Christian: Sibilla Erithea Babilonica. Papsttum und Prophetie im 13. Jahrhundert (MGH Schriften 54; Hannover 2006)

Kantorowicz, Ernst: Kaiser Friedrich der Zweite (Berlin 1927). Ergänzungsband (Berlin 1931)

Kaup, Matthias: Antichrist oder Endkaiser: Friedrich II. in der eschatologischen Propaganda des 13. Jahrhunderts, in: Apokalypse oder Goldenes Zeitalter?, hg. von Walter Koller (Zürich 1999), S. 105-123

Lerner, Robert E.: Refrigerio dei Santi. Gioacchino da Fiore e l'escatologia medievale (Rom 1995; engl. 1988)

Möhring, Hannes: Der Weltkaiser der Endzeit. Entstehung, Wandel und Wirkung einer tausendjährigen Weissagung (Stuttgart 2000)

Schaller, Hans Martin: Endzeit-Erwartung und Antichrist-Vorstellungen in der Politik des 13. Jahrhunderts, in: Ders., Stauferzeit. Ausgewählte Aufsätze (Hannover 1993), S. 25-52 (Erstdruck 1972)

Sommerlechner, Andrea: Stupor mundi? Kaiser Friedrich II. und die mittelalterliche Geschichtsschreibung (Wien 1999)

Struve, Tilman: Die falschen Friedriche und die Friedenssehnsucht des Volkes im späten Mittelalter, in: Fälschungen im Mittelalter. Teil 1 (MGH Schriften 33, 1; Hannover 1988), S. 317-337

Stürner, Wolfgang: Friedrich II. Teil 1: Die Königsherrschaft in Sizilien und Deutschland 1194-1220, Teil 2: Der Kaiser 1220-1250 (Darmstadt 1992-2000; Neuauflage: Darmstadt 2003)

Stürner, Wolfgang: Friedrich II. Antichrist und Friedenskaiser, in: Mythen Europas, Bd. 3: Zwischen Mittelalter und Neuzeit, hg. von Almut Schneider und Michael Neumann (Regensburg 2005), S. 14-29

Thomsen, Marcus, „Ein feuriger Herr des Anfangs...“, Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt (Ostfildern 2005)

Töpfer, Bernhard: Das kommende Reich des Friedens (Berlin 1964)

Van Cleve, Thomas: The Emperor Frederick II of Hohenstaufen. Immutator Mundi (Oxford 1972)

Prof. Dr. phil. Wolfram Pyta
Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät der Uni-
versität Stuttgart

Rede zur Verabschiedung von Herrn Prof. Dr. Stürner am 13. Februar 2006

Meine sehr verehrter Damen und Herren,
liebe Frau Stürner,
lieber Herr Stürner,

namens der Philosophisch-Historischen Fakultät möchte ich Ihnen,
lieber Herr Stürner, den Dank der gesamten Fakultät entbieten.

Ihre Verdienste für die Fakultät lassen sich kaum in dürre Worte kleiden. Man muß schon die dem Historiker eigene Bereitschaft besitzen, in sehr langen Zeiträumen zu denken, um sich eine Fakultät ohne den Studiendekan Wolfgang Stürner vorstellen zu können. Das Amt des Studiendekans für Geschichte und Kunstgeschichte in der ehemaligen Fakultät Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sowie in der Historisch-Philosophischen Fakultät ist Ihnen nicht zuletzt deswegen – so meine ich sagen zu dürfen – ans Herz gewachsen, weil Sie auf diese Weise immer und zuvorderst die Interessen der Studierenden in den Vordergrund stellen konnten.

Bei allen oftmals aufgeregten Diskussionen um die eine oder andere Studienreform, die den Universitäten wieder einmal zugemutet wurde, war immer auf Sie in dem Sinne Verlaß, daß Sie sich zum Anwalt der Studierenden machten und die Kardinalfrage stellten, ob Reformen um ihrer selbst willen, als Beschäftigungstherapie von oben, angestoßen wurden oder ob sie in ernsthafter Weise die Studierenden gerade in Hinblick auf ihren späteren beruflichen Einsatz ins Zentrum rückten. Hier paarte sich eine Portion Lebensklugheit mit einem zweiten charakteristischen Merkmal: nämlich Ihrem unermüdlichen Streiten für die Idee und den Geist der klassischen Universität. In diesem Sinne waren und sind Sie ein Konservativer im besten Sinne des Wortes – nämlich jemand, der sich nie von hektischer Betriebsamkeit anstecken ließ, sondern der mit dem Blick für das Wesentliche die besonderen Vorzüge der deutschen Universitäten nicht auf dem Altar einer rein ökonomischen Gesetzmäßigkeit gehorchenden Logik zu opfern bereit war und bereit ist. Universität soll demnach weiter eine Stätte der Forschung, aber auch der Bildung bleiben, in der junge Menschen auch über die Grenzen eines einzelnen Faches hinaus ihren Horizont erweitern und dabei Kulturtugenden vertiefen, welche in Summe Bildung zwar nicht erzwingen, aber doch auf sie hinführen. Und nicht zuletzt deswegen haben Sie sich immer dafür eingesetzt, in den uns aufgegebenen Strukturen des Studiums soviel Freiraum zu schaffen, daß zumindest ein zweites Fach in den Bachelor-Studiengängen neben dem Hauptfach noch einigermaßen passabel studiert werden kann. Alles andere wäre Ihnen als Verkümmern und Degenerierung des Bildungsauftrags der Universität erschienen. Und ich ertappe mich angesichts dessen immer häufiger mit der bangen Nachfrage, wie denn eine Professoren-Generation nach Ihnen, aber auch nach mir beschaffen sein wird, die tatsächlich nur ein einziges Fach ordentlich studiert hat. Angesichts des wohlfeilen Bekenntnisses zur Interdisziplinarität mutet eine solche Verflachung des Studiums fast schon wie Hohn an!

Dieses Kurzporträt wäre allerdings unvollständig, wenn wir nicht zumindest einige Worte darüber verlieren würden, welche segensreiche Wirkung von Ihnen in den Fakultäts- und Gremien – aber nicht nur dort – ausging. Ihr ausgleichendes Wesen hat so manche sich anbahnende Konfrontation abgeschwächt – Ihre irenische Natur hat konflikt-dämpfend gewirkt und maßgeblich dazu beigetragen, daß sich zumindest bis zu Ihrem Ausscheiden kollegialer Anstand als selbstverständliche Sitte in der Fakultät bewahrt hat. Sie sind immer mit offenem Visier für Ihre Meinung eingetreten, ohne irgendein Anzeichen dogmatischer Verbissenheit. Damit haben Sie mehr zum guten Betriebsklima beigetragen, als Ihnen vielleicht selbst bewußt ist.

Angesichts der fundamentalen Wandlungen der deutschen Universität in den letzten fünf bis sechs Jahren wäre Ihnen, lieber Herr Stürner, nicht zu verdenken, daß Sie den heutigen Tag als Erleichterung empfinden – schenkt er Ihnen doch unzählige Freisemester und gibt Ihnen die Möglichkeit, mit dem analytischen Röntgenblick des Historikers die heutigen Zeitläufte mit der nötigen Gelassenheit zu betrachten und analytisch zu sezieren. Aber da Ihnen das Historische Institut, gewiß auch die Fakultät, aber in jedem Fall der Umgang mit den Studierenden ans Herz gewachsen ist, wage ich die Vermutung, daß auf Sie der Gemütszustand zutrifft, den eine große historische Persönlichkeit bei seinem Abschied einmal in die Worte gekleidet hat: „Ich gehe nicht leichten Herzens“. Dem Zeithistoriker in mir sei gestattet, daß ich hier nicht weit in das Mittelalter zurückgestiegen bin, sondern mich hierbei auf ein Zitat von Konrad Adenauer beziehe.

Nun will ich Ihnen, lieber Herr Stürner, gewissermaßen als Marschgepäck nicht noch mehr von der geistigen Nahrung mit auf den Weg geben, über die Sie in so reicher Fülle verfügen. Was schenkt man also einem Gelehrten, der schon fast alle für einen solchen Anlaß geeigneten Bücher sein Eigen nennen darf? Ich hoffe, daß zwei edle Tropfen hier einen halbwegs passablen Ersatz bieten und wünsche mir, daß Sie diese zusammen mit Ihrer Frau bei passender Gelegenheit ihrer Bestimmung zuführen werden.

Prof. Dr. phil. Franz Quarthal
Geschäftsführender Direktor des
Historischen Instituts der Universität Stuttgart

Zur Emeritierung von Prof. Dr. Wolfgang Stürner am 13. Februar 2006

Lieber Herr Stürner,

Sie haben uns heute morgen zu Ihrer Abschiedsvorlesung „Kaiser Friedrich II. – Mythos und Persönlichkeit“ eingeladen. Mit dem Ende des Wintersemesters im März diesen Jahres endet Ihre Dienstzeit als Hochschullehrer am Historischen Institut der Universität Stuttgart. Nicht nur für Sie und Ihre Familie, auch für das Historische Institut, für die Studentinnen und Studenten, für die Seniorinnen und Senioren, für Ihre Kolleginnen und Kollegen bedeutet Ihr Abschied eine tiefe Zäsur.

In der gegenwärtigen hochschulpolitischen Situation verlassen Sie uns nicht nur als Person, sondern Ihre Stelle wird mit Ihrem Weggang dem Historischen Institut entzogen. Dabei gibt es keine Frage nach der sachlichen Berechtigung dieser Entscheidung, nicht nach der sachlichen Notwendigkeit des von Ihnen vertretenen Fachgebiets, nicht nach der wissenschaftlichen Reputation, die Sie durch Ihre Forschungsleistung erworben haben, nicht nach der Qualität des Historischen Instituts insgesamt - die Stelle muß einfach nach den Normen der Zukunftsinitiative Universität Stuttgart eingespart werden.

Wenn man die aktuelle Situation des Historischen Instituts betrachtet, geht einem das Gedicht von den „Zehn kleinen Negerlein“ nicht aus dem Sinn. Mit jeder Pensionierung oder Emeritierung eines Kollegen werden wir weniger. Von neun hauptamtlichen Professoren sollen in wenigen Jahren noch fünf übrigbleiben bei gestiegenen Anforderungen an die Lehre aufgrund neuer Studiengänge. Wie dies ohne Qualitätsverlust gehen soll, kann ich mir nicht vorstellen.

Lieber Herr Stürner, Sie wurden 1940 in Stuttgart geboren, im Unterschied zu Ihrem langjährigen Forschungsobjekt, dem Stauferkaiser Friedrich II., wurden Sie schon am ersten Weihnachtsfeiertag, nicht am zweiten geboren. Sie sind wesentlich länger als ich mit der Universität Stuttgart verbunden. Unsere Wege haben sich aber schon in Tübingen gekreuzt. Sie haben 1968 dort bei Horst Fuhrmann mit der Arbeit über „Die Quellen der Fides Konstantins im Constitutum Constantini“ promoviert, als ich gerade Staatsexamen machte.

Wenig später sind Sie nach Stuttgart gewechselt und haben sich hier 1973 mit der Arbeit über „Natur und Gesellschaft im Denken des Hoch- und Spätmittelalters: Naturwissenschaftliche Kraftvorstellungen und die Motivierung politischen Handelns in Texten des 12. bis 14. Jahrhunderts“ habilitiert. Bereits ein Jahr später wurden Sie zum Professor für mittelalterliche Geschichte ernannt. Seitdem haben Sie mit großem Engagement zum Nutzen der Universität, der Fakultäten, denen das Historische Institut angehörte, des Historischen Instituts, der Studierenden des Instituts und des Faches Mediävistik hier in Stuttgart gewirkt.

Sie waren einer der Kollegen, um derentwillen man gerne nach Stuttgart gekommen ist und stolz war, Angehöriger des Stuttgarter Historischen Instituts zu sein.

Wenn ich mit Ihren Tätigkeiten in der oberen Rangskala beginne, so ist zu erwähnen, daß Sie über lange Jahre Mitglied des Verwaltungsrates der Universität waren. Es war dies ein Gremium, für das Sie wie geschaffen waren. Im Verwaltungsrat sollten, als die Universität noch als eine Institution abgestuft berechtigter, aber doch auch gleichmäßig an ihr interessierter Gruppen verstanden wurde, die Belange aller in der Hochschule wirkenden Personen und Gruppen austariert werden. Sie haben auf der einen Seite die Realität akzeptiert, daß es dabei besonders berechnete Teile der Universität gab, auf der anderen Seite waren Sie mit Ihrem auf Gerechtigkeit und Ausgleich bedachten Naturell eine Persönlichkeit, die ideal in das Gremium paßte und dort zum Nutzen der Gesamtuniversität,

aber im Besonderen auch zum Nutzen der Geisteswissenschaften in Stuttgart gewirkt hat.

Die alte, von unterschiedlichsten Interessen geprägte Fakultät für Geschichts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften haben Sie mit Erfolg als Dekan geleitet.

Dieser Fakultät und ihrer Nachfolgefakultät haben Sie darüber hinaus in besonderer Weise gedient. Dabei meine ich Ihre jahrzehntelange Tätigkeit als Vorsitzender von Studienkommissionen, Prüfungsausschüssen und als Studiendekan. Sie haben sich in einer bewundernswerten und selbstlosen Weise in die immer länger werdenden und immer hektischeren Änderungen unterworfenen Texte der Prüfungs- und Studienordnungen eingearbeitet und auch bei noch so absurden Änderungen passable und gangbare Lösungswege gesucht. Die Studentinnen und Studenten hatten in Ihnen einen einsatzfreudigen und unermüdlichen Anwalt. Ihre Maxime, mit der Sie jede Änderung der Prüfungsordnungen angegangen sind, war der Satz: „Es muß für die Studierenden etwas Sinnvolles herauskommen.“

Sie waren immer bemüht, mit größtem Wohlwollen aus praxisfernen Prüfungsordnungen Praktikabilität und Vernunft herauszulesen. In der Auslegung der Ordnungen waren Sie von einer außerordentlichen, den Studierenden entgegenkommenden Liberalität, an die man sich noch dankbar erinnern wird.

Als Kollegen und Mediävisten konnte man Ihnen nur höchsten Respekt zollen. Ihre wissenschaftlichen Leistungen, Ihre Forschungen zur Stauferzeit und insbesondere zu Kaiser Friedrich II. sind vielfach gewürdigt und mit international renommierten Preisen ausgezeichnet worden. In der gegenwärtigen Diskussion um die zukünftige Organisation der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland insgesamt ist immer wieder zu spüren, wie stark die Vorstellungen von Exzellenzzentren, von Doktorandenschulen und ähnlichem von Vorstellungen einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Forschung geprägt sind. Die Stimmen, die betont haben, daß geisteswissenschaftliche Forschung in erster Linie und primär Einzelforschung, daß sie die herausragende Leistung eines denkenden Individuums ist, wurden und werden viel zu wenig gehört. Ihre Arbeiten, lieber Herr Stürner, sind der lebendige Beweis dafür, daß der Wissenschaftler als forschendes Individuum immer noch zu den wesentlichen Größen und Faktoren der Geisteswissenschaften gehört.

Neben allem anderen, was Sie geleistet haben, möchte ich Ihre enge Beziehung zu den Seniorstudenten unseres Instituts hervorheben. Als der zweite Vorsitzende nach der Gründung des Vereins der Freunde des Historischen Instituts haben Sie es verstanden, zwischen den jüngeren und älteren Hörern an unserem Institut die feste und freundschaftliche Brücke zu erhalten. Sie haben auf der einen Seite die Bande des Instituts zu einer lebendigen und interessierten Zuhörerschaft erhalten und vertieft, auf der anderen unseren jüngeren Hörern einen Förderkreis geschaffen, der unsere Möglichkeiten über das hinaus erweitert, was uns mit staatlichen Mitteln möglich wäre.

Sie waren als Wissenschaftler und Forscher ein herausragendes Mitglied unseres Instituts, Sie waren ein lieber Kollege, den wir vermissen werden, und Sie waren ein vorzüglicher Lehrer an unserer Universität.

Daß nach Jahren der Streichungen und Kürzungen erstmals wieder Töne zu hören sind, daß Stuttgart eine Volluniversität bleiben soll, ja daß man wieder von einem Ausbau der Geisteswissenschaften spricht, nach fast anderthalb Jahrzehnten der Kürzungen, mag etwas Versöhnliches jetzt zum Abschluß Ihrer aktiven Laufbahn haben. Wir werden sehen, was die Zukunft bringt.

Bisher war es so, daß die Kollegen, die aus dem aktiven Dienst ausgeschieden sind, dann auch wirklich als Hochschullehrer ihre Tätigkeit in Stuttgart beendet haben. Angesichts der Kürzungen, denen wir in den vergangenen Jahren ausgesetzt waren und künftig noch ausgesetzt sein werden, wage ich die Hoffnung zu äußern, daß wir vielleicht das eine oder andere Semester auf eine Vorlesung von Ihnen hoffen dürfen.

Liebe Frau Stürner, wir wissen, daß die Tätigkeit Ihres Mannes an unserem Institut nur deswegen möglich war, weil er in Ihnen einen ruhenden Pol und einen starken Rückhalt hatte. Wir möchten uns für die langen Jahre, die wir von der Arbeitskraft Ihres Mannes zehren konnten, auch bei Ihnen mit einem Blumenstrauß bedanken und wünschen Ihnen und Ihrem Mann zugleich einen ruhigen und doch fruchtbaren Ruhestand.

Prof. Dr. phil. Folker Reichert
Historisches Institut der Universität Stuttgart
– Abteilung Mittlere Geschichte –

Wolfgang Stürner als Wissenschaftler, Kollege und Freund – ein Wort des Dankes

Meine sehr verehrten Damen und Herrn,
Kommilitoninnen und Kommilitonen,
Kolleginnen und Kollegen,
liebe Frau Stürner,
lieber Wolfgang Stürner!

Bitte gestatten Sie mir, daß auch ich noch als der fachlich nächststehende Kollege einige Worte zu Wolfgang Stürners Abschied an Sie richte. Wir haben elfeinhalb Jahre eng und – wie ich glaube – auch fruchtbar zusammengearbeitet, und dafür möchte ich mich bedanken. Als ich 1994 nach Stuttgart kam, kannten wir uns noch nicht persönlich. Aber der Name Wolfgang Stürner war mir ein Begriff. Ich erinnere mich gut an eines meiner frühen Proseminare als Assistent in Heidelberg bei Hermann Jakobs. Thema war Friedrich II., und zwei Sitzungen lang haben wir uns mit dem Prooemium der Konstitutionen von Melfi auseinandergesetzt. Damals war gerade Dein fundamentaler Aufsatz über „Rerum necessitas

und divina provisio“ erschienen, in dem Du erstmals eine Probe der zu erwartenden Edition der Konstitutionen gegeben hast. Wir nahmen ihn zur Grundlage unserer Arbeit, und für alle Teilnehmer war es faszinierend zu sehen, wie sich aus dem von Dir gelieferten genauen Nachweis der Vorlagen des Prooemiums ein besseres Verständnis des Textes ergab und einige spektakuläre, aber unzutreffende Thesen beiseite geschoben werden konnten. Es waren zwei ungemein intensive, auch didaktisch gelungene Seminarsitzungen, und ich habe – wenn man so will – einen meiner wenigen Lehrerfolge auf den Schultern von Wolfgang Stürmer erzielt.

Ich habe mir daraufhin auch seine früheren Werke genauer angesehen: die Dissertation von 1968 über die Quellen der Fides Konstantins in der sogenannten Konstantinischen Schenkung, die Habilitationsschrift von 1975, die sich mit dem Verhältnis von naturwissenschaftlichem Denken und politischen Theorien des 12.-14. Jahrhunderts beschäftigt, die Edition eines hochmittelalterlichen Traktats zur Lehre von den Elementen, später auch die Monographie über „Peccatum und Potestas“, die das im Prooemium der Konstitutionen von Melfi angeschlagene Motiv von der Entstehung weltlicher Herrschaft aus dem Sündenfall nochmals aufgreift und in seinen kompletten geistesgeschichtlichen Zusammenhang stellt.

Aus all dem hat sich für mich das Bild eines bedeutenden Gelehrten ergeben, eines Gelehrten allerdings, den – wie bei großen Gelehrten eben üblich – eine Aura der Unnahbarkeit umgibt. Da Wolfgang Stürmer nicht dazu neigt, die Betriebsamkeit von Historikertagen zu verstärken, ergab sich keine Gelegenheit, dieses Bild zu korrigieren. Erst als Stuttgarter Kollege konnte ich feststellen, daß Wolfgang Stürmer nicht nur ein großer, sondern auch ein sehr nahbarer Gelehrter ist, mit dem man nicht nur über Friedrich II., sondern auch über den verborgenen Sinn der aktuellen Hochschulreformen (der Akzent liegt auf „verborgen“), die Qualität von Radwanderwegen und die Auswüchse des Regietheaters in der Stuttgarter Oper diskutieren kann.

Hier in Stuttgart durfte ich erleben, wie Wolfgang Stürmers zweibändige Biographie Friedrichs II. zum Abschluß gebracht wurde, ein Werk, das mit den vielen kühnen Deutungen aufgeräumt hat, die an die Person des Stauferkaisers geknüpft wurden, und stattdessen Seite für Seite das „Vetorecht der Quellen“ (Reinart Koselleck) in Erinnerung ruft. Ein Werk außerdem, das nicht nur die Erwartungen der Historiker befriedigt, sondern in mehreren Auflagen ein breites Publikum erreicht hat und ein Erfolg auf dem Buchmarkt geworden ist. Das ist ein Spagat, der nur ganz wenigen Autoren gelingt.

In Stuttgart durfte ich aber auch erleben, wie die Edition der Konstitutionen von Melfi nach mühevoller, zwanzigjähriger Arbeit zum Abschluß kam. Ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem Du mir ein Exemplar der prächtigen Ausgabe mit dem Signet, dem Gütezeichen der Monumenta Germaniae Historica überreicht hast. Das ist freilich kein Buch zum Lesen und Stöbern, schon gar nicht spätabends im Bett, sondern zum Wirken, zum Wirken in der Forschung der kommenden Jahre und Jahrzehnte. Wir alle haben uns daran gewöhnt, daß unsere Publikationen mit einer Halbwertszeit von mittlerweile nur 15 Jahren rechnen dürfen. Editionen aber halten länger. Für die Edition der Konstitutionen von Melfi würde ich eine Halbwertszeit von mindestens 300 Jahren prognostizieren. Man kann auch sagen: es ist ein Werk für „unabsehbar lange Zeit“, ein Werk für die Ewigkeit.

Man kann Wolfgang Stürners Tätigkeit in Stuttgart mit vier Stichworten charakterisieren: höchstes wissenschaftliches Niveau, größtmögliche Effizienz und beides getragen von einer geradezu „schwäbischen“ Bescheidenheit und Korrektheit. Du hast um Projekte kein Aufheben gemacht, sondern lieber gleich die gewichtigen Ergebnisse, die Rejekte, geliefert. Meines Erachtens ist das eine Bilanz, wie sie besser nicht sein könnte. Daß die Professur dennoch – im Zuge der „Zukunftsoffensive Universität Stuttgart“ – gestrichen wurde, scheint mir kein gutes Zeichen.

Ich glaube aber, es wird Dir langsam peinlich, was die Laudatoren, die Lobredner, sagen. Dennoch möchte ich zum Schluß noch etwas Persönliches bemerken, und zwar nicht mit meinen eigenen Worten, sondern mit denen einer Quelle, in der Wolfgang Stürner beschrieben wird. Es handelt sich um einen Brief aus dem Jahre 1929. Es kann also Wolfgang Stürner gar nicht gemeint sein. Aber Sie werden sehen: Fast alles, was da gesagt wird, trifft auf ihn zu.

Es heißt in dem Brief:

Gestatten Sie mir, Ihnen ... anzudeuten, was Sie mir persönlich bedeutet haben und bedeuten. ... Als ich Ihre Werke las, war ich jedesmal entzückt, natürlich zunächst durch die geschichtliche Welt, in die Sie führen, aber bei Ihnen gerade dadurch, dass Sie den Zauber nie direkt ins Auge zu fassen, sondern sachlich, ja positivistisch zu berichten scheinen. Ich habe mich manchmal gefragt, warum mir Ihre Bücher so lieb sind, während die meisten Darstellungen moderner Autoren mich kühl lassen. Ich weiss es nicht, aber ich deute es mir so: Sie haben sich eine wundervolle Naivität bewahrt, verfolgen weder Tendenzen, noch haben Sie philosophische Absichten. Es scheint, als ob Sie über den Sinn der

Arbeit möglichst wenig nachdenken, sondern sie nur einfach machen. Darum kann sich Ihre Liebe zum geschichtlichen Objekt ohne störende Selbstreflexion rein auswirken in Ihrer immer so ganz schlichten und dadurch ganz gewinnenden Darstellung. Ihr Nachdenken bezieht sich, soviel ich sehe, auf die wissenschaftliche Methode, nicht auf den Sinn des geschichtlichen Forschens, den Sie erfüllen auf Ihre Weise, ohne ihn wissen zu wollen.

Was unsere akademischen Beziehungen angeht, so wissen Sie, dass Sie mich manchmal zurechtgerückt haben. Was Sie sagen, hat immer für mich Gewicht gehabt, weil Sie es sagen, und dann, weil Ihre Motive, Gründe, Gesinnungen mich ... überzeugten. Dann, weil ich immer spüre, dass Sie keine Unterwerfung verlangen: wenn man mit Ihnen zu tun hat, weiss man nicht nur, dass Sie anhören, was man sagt, sondern dass Sie auch in dem Falle, dass die Ansichten einmal disparat geblieben wären, niemals persönlich böse gewesen sein würden. Sind Sie in der Fakultätssitzung anwesend, so hat man das beruhigte Gefühl: etwas ganz Übles kann nicht passieren. Mit entwaffnender Sicherheit schieben Sie das Unmögliche bei Seite. Ihre Gegenwart ist ein Schutz, – ich glaube, wir haben [wir müßten sagen: wir hätten] ihn sehr nötig.¹

¹ Nachlass
Karl Hampe,
Universitäts-
bibliothek
Heidelberg

Der Schreiber dieses Briefes war kein Geringerer als Karl Jaspers, der Empfänger Karl Hampe. Karl Hampe war seinerzeit – trotz Ernst Kantorowicz – der beste Kenner Friedrichs II. und seiner Zeit. Du bist in seine Fußstapfen getreten und gehörst wie Karl Hampe in die lange Reihe derer, die sich von „Mythos und Persönlichkeit Friedrichs II.“ anregen und anstecken ließen. Karl Hampe hat nach 1929 noch bedeutende Bücher geschrieben, und auch von Dir erwarten wir weitere Werke. Man weiß, daß Du dabei bist, zu Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte den Band zum 13. Jahrhundert zu schreiben. Aber auch danach wird das gebildete Publikum keine Ruhe geben. Seine Gier ist unersättlich.

Für alle kommenden Vorhaben wünschen wir Dir und Deiner Frau gute Gesundheit, viel Arbeitskraft und auch sonst alles Gute.

Die Autoren

Prof. Dr. phil. Wolfram Pyta

Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät
Universität Stuttgart
Fakultät 9
Keplerstr. 17, 70174 Stuttgart
Tel. 07 11/6 85-8 30 89 Fax 07 11/6 85-8 28 03
E-Mail: dekanat@f09.uni-stuttgart.de

Prof. Dr. phil. Franz Quarthal

Geschäftsführender Direktor des Historischen Instituts
Universität Stuttgart
Historisches Institut
Keplerstr. 17, 70174 Stuttgart
Tel. 07 11/6 85-8 34 55 Fax 07 11/6 85-8 41 64
E-Mail: franz.quarthal@po.hi.uni-stuttgart.de

Prof. Dr. phil. Folker Reichert

Universität Stuttgart
Historisches Institut
- Abteilung Mittlere Geschichte -
Keplerstr. 17, 70174 Stuttgart
Tel. 07 11/6 85-8 34 54 Fax 07 11/6 85-8 39 24
E-Mail: folker.reichert@po.hi.uni-stuttgart.de

Prof. Dr. phil. Wolfgang Stürner

Universität Stuttgart
Historisches Institut
- Abteilung Historische Grundwissenschaften -
Keplerstr. 17, 70174 Stuttgart
Tel. 07 11/6 85-8 34 44 Fax 07 11/6 85-8 36 19
E-Mail: wolfgang.stuerner@po.hi.uni-stuttgart.de

„Reden und Aufsätze“

Die Bände 1 bis 38 der Schriftenreihe „Reden und Aufsätze“ erschienen im Zeitraum 1924 bis 1971.

Bd 1 (1926)

Reden, gehalten bei der Übergabe des Rektorats am 2. Mai 1925 und 5. Mai 1926 / Veessenmeyer, E.: Der Anteil der Technischen Hochschulen am Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft / Meyer, Th.: Friedrich Vischer und der zweite Teil von Goethes Faust

vergriffen

Bd 2 [1927]

Reden, gehalten bei der Übergabe des Rektorats am 7. Mai 1927 / Schmoll von Eisenwerth, K.: Die Kunst und die Gegenwart

vergriffen

Bd 3 [1928]

Reden, gehalten bei der akademischen Jahresfeier am 5. Mai 1928 / Woernle, R.: Technische Hochschulen und Forschungsstätten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

vergriffen

Bd 4 (1929)

Schmoll von Eisenwerth, K.: Ansprachen des Rektors während der Studienjahre 1927/28 und 1928/29

vergriffen

Bd 5 (1929)

Grammel, R.: Technik und Kultur. Festrede bei der Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Stuttgart im Landestheater am 16. Mai 1929

vergriffen

Bd 6 (1929)

Häbich, Wilhelm: Rationalisierung. Vortrag vor der Vereinigung der Freunde der Technischen Hochschule Stuttgart am 15. Mai 1929 zur Jahrhundertfeier

vergriffen

Bd 7 [1930]

Reden, gehalten bei der Übernahme des Rektorats der Technischen Hochschule am 7. Mai 1930

vergriffen

Bd 8 (1932)

Reden, gehalten bei der Übernahme des Rektorats der Technischen Hochschule am 30. April 1932

Bd 9 (1932)

Pongs, Hermann: Goethe und der junge Mensch. Festrede, gehalten bei der Goethefeier der Technischen Hochschule Stuttgart am 8. Mai 1932

vergriffen

Bd 10 (1935)

Pongs, Hermann: Der Dichter im Reich. Rede, gehalten bei der Reichsgründungsfeier der Technischen Hochschule Stuttgart am 30. Januar 1935

vergriffen

Bd 11 (1935)

Stortz, Wilhelm: Technische Hochschulbildung im alten und neuen Reich : Rede bei der Rektorats-Übernahme der Technischen Hochschule Stuttgart am 5. Juni 1935

vergriffen

Bd 12 (1939)

Stortz, W.: Der Weg der deutschen Technik : 2 Vorträge, gehalten im Rahmen eines Vorlesungsringes über „Die Gesamtentwicklung des 19. Jahrhunderts als Grundlage des Dritten Reiches“

vergriffen

Bd 13 [1938]

Reden bei der Rektoratsübergabe am 19. November 1939

vergriffen

Bd 14 (1946)

Winning, Charles D.: Ansprachen beim Festakt der Technischen Hochschule Stuttgart zur Feier ihrer Wiedereröffnung am 23. Februar 1946

vergriffen

Bd 15 [1948]

Reden, gehalten bei der Übergabe des Rektoramtes am 3. Mai 1948 / Schmitt, O.: Kunstgeschichte im Hochschulunterricht

vergriffen

Bd 16 (1950)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 3. Mai 1950

Bd 17 (1951)

Ansprachen anlässlich der Akademischen Trauerfeier für Otto Schmitt : Mittwoch, den 25. Juli 1951

vergriffen

Bd 18 (1952)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 31. Oktober 1951

Bd 19 (1953)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 4. Mai 1953 / Rudolf Mehmke zum Gedenken

Bd 20 (1954)

Reden im Jahre des 125jährigen Bestehens der Hochschule 1954

Bd 21 (1956)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 4. Mai 1955 / Erich Regener zum Gedenken / Carl Pirath zum Gedenken

Bd 22 (1957)

Zum Gedenken an Erwin Marquardt, Otto Graf, Karl Deininger, Alfred Widmaier, Helmut Göring

Bd 23 (1957)

Paul Bonatz zum Gedenken

Bd 24 (1957)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 6. Mai 1957

Bd 25 (1958)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 2. Mai 1958 / Reden zum 17. Juni 1958 / Wilhelm Häbich zum Gedenken / Ulfert Janssen zum Gedenken

Bd 26 (1959)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 2. Mai 1959

Bd 27 (1961)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 8. Mai 1961 / Max-Erich Feuchtinger zum Gedenken / Otto Cranz zum Gedenken / Georg Mayer zum Gedenken

Bd 28 (1963)

Zum Gedenken an Otto Cranz, Georg Mayer, Otto May, Erich Siebel, Friedrich Pfeiffer, Hans Graner, Ernst Braun, Dagobert Frey, Hermann Maier-Leibnitz, Günther Schulz

Bd 29 (1963)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 2. Mai 1963

Bd 30 (1965)

Spaemann, Robert: Politisches Engagement und Reflexion; Kiesinger, Kurt Georg: Elite in der Demokratie; Gehring, Paul: Die Technische Hochschule Stuttgart. Ein Abriß ihrer Entwicklung

Bd 31 (1965)

Zum Gedenken an Eduard Gottfried Steinke, Alfred Ehrhardt, Karl Bräuer, August Wewerka, Richard Grammel, Kurt Bennewitz / [Mitarb.] Artur Weise.

Bd 32 (1965)

Reden bei der Rektoratsübergabe am 19. Mai 1965

Bd 33 (1967)

Meckelein, Wolfgang: Reden bei der Rektoratsübergabe am 5. Mai 1967. Hans Volkart zum Gedenken, Georg Grube zum Gedenken, Wunibald Kamm zum Gedenken / hrsg. von Jürgen Hering

Bd 34 (1968)

Max Kade zum Gedenken / hrsg. von Jürgen Hering

Bd 35 (1970)

Leonhardt, Fritz: Not und Hoffnung der Universität. Leopold Rothmund zum Gedenken / Arthur Röhnisch u.a. / hrsg. von Jürgen Hering

Bd 36 (1970)

Blenke, Heinz: Dank an den scheidenden Rektor Fritz Leonhard. Vom Werken und Wirken neuer Disziplinen / hrsg. von Jürgen Hering

Bd 37 (1970)

Timm, Bernhard: Die Wechselwirkung in den Beziehungen zwischen Hochschule und Wirtschaft / hrsg. von Jürgen Hering

Bd 38 (1971)

Hanns Voith zum Gedenken / hrsg. von Jürgen Hering

Soweit nicht „vergriffen“, sind Einzelbände auf Bestellung zum Preis von € 3,00 bei der Abteilung Erwerbung Hochschulschriften / Tausch der Universitätsbibliothek erhältlich.

1991 wurde die Reihe fortgeführt:

vergriffen

Bd 39 (1995)
Prof. Dr.-Ing. Karl Heinz Hunken. Prof. Dr. rer. nat. Hartmut Zwicker. Prof.
Dr. rer. nat. Franz Effenberger: ihre Rektorate in Reden und Würdigungen
/ hrsg. von Ulrich Sieber
ISBN 3-926269-15-4

vergriffen

Bd 40 (1991)
Jürgen Giesecke: Umweltforschung mit Schwerpunkt Wasserwirtschaft
an der Universität Stuttgart. Vortrag anläßlich der Rektoratsübernahme
an der Universität Stuttgart am 31. Oktober 1990
ISBN 3-926269-04-9

Bd 41 (1991)
125 Jahre Institut für Kunstgeschichte, Universität Stuttgart / hrsg. von
Johannes Zahlten
ISBN 3-926269-06-5 EUR 13,-

vergriffen

Bd 42 (1992)
Beiträge zur Zeit. Vorträge, gehalten am 8. November 1991 aus Anlaß des
65. Geburtstages von August Nitschke / hrsg. von Herwarth Röttgen
ISBN 3-926269-07-3

Bd 43 (1993)
Käte Hamburger. Reden bei der Akademischen Gedenkfeier der
Universität Stuttgart für Frau Prof. Dr. phil. habil. Käte Hamburger am 8.
Dezember 1992 / hrsg. von Jürgen Hering
ISBN 3-926269-08-1 EUR 6,-

Bd 44 (1993)
Baukultur und Technikfolgen. Vorträge, gehalten beim Fakultätsabend
der Fakultät Bauingenieur- und Vermessungswesen aus Anlaß des 70.
Geburtstages von Prof. Dr.-Ing. Volker Hahn / hrsg. von Jürgen Hering
ISBN 3-926269-10-3 EUR 6,-

Bd 45 (1993)
Erstes Stuttgarter Bildungsforum. Reden bei der Veranstaltung der
Universität Stuttgart am 18. Juni 1993 / hrsg. von Andreas Reuter
ISBN 3-926269-11-1 EUR 7,-

Bd 46 (1994)

Jürgen Joedicke: Architekturlehre in Stuttgart. Von der Real- und
Gewerbeschule zur Universität

ISBN 3-926269-12-X EUR 9,-

Bd 47 (1994)

Hans L. Merkle. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß der
Ernennung von Prof. Dr. h. c. Hans L. Merkle zum Ehrenbürger der
Universität Stuttgart; 4. Februar 1994 / hrsg. von Heide Ziegler

ISBN 3-926269-13-8 EUR 7,-

Bd 48 (1996)

Die Borgia zwischen Wissenschaft und Kunst. Ein Kongreß in Schwäbisch
Hall / hrsg. von Marion Hermann-Röttgen

ISBN 3-926269-16-2

vergriffen

Bd 49 (1995)

Artur Fischer. Reden beim Symposium aus Anlaß der Verleihung der
Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Senator E. h. Prof. Dr. phil. h. c.
Artur Fischer durch die Universität Stuttgart am 9. Dezember 1994 /
hrsg. von Jürgen Hering

ISBN 3-926269-14-6

vergriffen

Bd 50 (2004)

Chul Park. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung
der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Prof. Dr.-Eng. Chul Park durch
die Universität Stuttgart am 5. November 1999 / hrsg. von Ottmar
Pertschi

ISBN 3-926269-50-2 EUR 3,-

Bd 51 (1995)

Zweites Stuttgarter Bildungsforum: Orientierungswissen versus
Verfügungswissen. Die Rolle der Geisteswissenschaften in einer
technologisch orientierten Gesellschaft. Reden bei der Veranstaltung der
Universität Stuttgart am 27. Juni 1994 / hrsg. von Ulrich Engler

ISBN 3-926269-17-0 EUR 6,-

Bd 52 (1996)

Richard von Weizsäcker. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß
der Ernennung von Dr. Richard von Weizsäcker zum Ehrenbürger der
Universität Stuttgart. 18. Dezember 1995 / hrsg. von Heide Ziegler

ISBN 3-926269-19-7

vergriffen

Bd 53 (1996)

Richard Döcker (1894-1968). Ein Kolloquium zum 100. Geburtstag / hrsg. von Dieter Kimpel und Dietrich Worbs

ISBN 3-926269-20-0 EUR 11,-

Bd 54 (1996)

Mäzene, Stifter und Sponsoren. Symposium anlässlich des 70. Geburtstags von Dr. Dr. h. c. Marcus Bierich. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 3. Mai 1996 / hrsg. von Heide Ziegler

ISBN 3-926269-21-9 EUR 8,-

Bd 55 (1996)

Christian Menn. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Prof. Dr. sc. techn. Christian Menn durch die Universität Stuttgart am 2. Februar 1996 / hrsg. von Jürgen Hering

ISBN 3-926269-22-7 EUR 6,-

Bd 56 (2004)

30jähriges Jubiläum des Studiengangs Technische Kybernetik. Reden zum Festakt am 23. Juni 2001 / hrsg. v. Ottmar Pertschi

ISBN 3-926269-56-1 EUR 5,-

Bd 57 (1996)

Günter Pritschow. Reden zur Amtseinführung als Rektor der Universität Stuttgart am 6. November 1996 / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-926269-24-3 EUR 5,-

Bd 58 (1997)

Hideo Nakamura. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Prof. Dr.-Ing. Hideo Nakamura durch die Universität Stuttgart am 24. Oktober 1997 / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-929269-25-1 EUR 5,-

Bd 59 (1998)

Mamoru Kawaguchi. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr. Ing. E.h.) an Prof. Dr.-Eng. Mamoru Kawaguchi durch die Universität Stuttgart am 24. Oktober 1997 / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-926269-26-X EUR 5,-

vergriffen

Bd 60 (1999)

Festreden. Ansprachen bei der Feier des sechzigsten Geburtstags von
Rektor Prof. Dr. Günter Pritschow / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-926269-29-4 EUR 6,-

Bd 61 (1999)

Drittes Stuttgarter Bildungsforum. Kolloquium „Ingenieurausbildung im
Umbruch“ am 13. November 1998 / hrsg. von Dieter Fritsch ...

ISBN 3-926269-27-8 EUR 6,-

Bd 62 (2000)

Ehrungen. 1998 und 1999 / Fakultät Bauingenieur- und Vermessungs-
wesen / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-926269-30-8

vergriffen

Bd 63 (2000)

Ortsnamenforschung in Südwestdeutschland. Eine Bilanz. Fest-
kolloquium anlässlich des 65. Geburtstages von Dr. Lutz Reichardt am
10. Dezember 1999 / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-926269-31-6 EUR 6,-

Bd 64 (2000)

Zum Gedenken an Max Bense. Reden und Texte an seinem 90.
Geburtstag / hrsg. von Ulrich Sieber

ISBN 3-926269-32-4 EUR 6,-

Bd 65 (2003)

Norbert Conrads: Die Abdankung Kaiser Karls V. Abschiedsvorlesung
gehalten am 23. Juli 2003 in der Universität Stuttgart / hrsg. von Ulrich
Sieber

ISBN 3-926269-33-2 EUR 5,-

Bd 66 (2004)

Hermann Schmalzried. Reden anlässlich der Verleihung der Ehrenpromotion
(Dr. rer. nat. E. h.) an Prof. Dr. rer. nat. Hermann Schmalzried / hrsg. von
Ottmar Pertschi

ISBN 3-926269-66-9 EUR 3,-

Bd 67 (2005)

175-jähriges Jubiläum der Universität Stuttgart. Reden anlässlich des
Festakts am 9. Juli 2004 / hrsg. von Prof. Dr.-Ing. Dieter Fritsch

ISBN 3-926269-67-7 EUR 3,-

Bd 68 (2005)

Suzanne Mubarak. Reden anlässlich der Ernennung zur Ehrenbürgerin der Universität Stuttgart am 26. November 2004 / hrsg. von Prof. Dr.-Ing.

Dieter Fritsch

ISBN 3-926269-68-5 EUR 5,-

Bd 69 (2005)

Geschichte und Buch - Festkolloquium aus Anlaß des 65. Geburtstages von Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Ulrich Sieber / hrsg. von Ottmar

Pertschi

ISBN 3-926269-69-3 EUR 3,-

Bd 70 (2005)

Manfred Rommel : Reden anlässlich der Ernennung zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart am 18. Mai 2005 / hrsg. von Prof. Dr.-Ing. Dieter

Fritsch

ISBN 3-926269-70-7 EUR 5,-

Bd 71 (2006)

Jahresfeier der Universität Stuttgart am 12. November 2005 / hrsg. von Prof. Dr.-Ing. Dieter Fritsch

ISBN 3-926269-71-5 EUR 3,-

Bd 72 (2006)

Festakt zur Übergabe des Kanzleramtes an der Universität Stuttgart am Freitag, dem 2. Dezember 2005 / hrsg. von Prof. Dr.-Ing. Dieter Fritsch

ISBN 3-926269-72-3 EUR 3,-

Bd 73 (2006)

Verabschiedung von Herrn Prof. Dr. Stürner am 13. Februar 2006 / hrsg. von Ottmar Pertschi

ISBN 3-926269-73-1 EUR 3,-

Soweit nicht „vergriffen“, sind Einzelbände im Barverkauf an der Leihstelle der Universitätsbibliothek (Stadtmitte, 1. Stock) oder auf Bestellung bei der Abteilung Erwerbung Hochschulschriften / Tausch der Universitätsbibliothek (Stadtmitte, EG) erhältlich.



<http://www.uni-stuttgart.de>